

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 23. Oktober 1932.

Betty Plenks Mieter.

Von Serena Flohr.

Betty Plenk faltete die Abendzeitung zusammen und langte nach ihrer Stiderei. Es war sehr still im Zimmer und so hörte sie es deutlich, als nach einer Weile ein Schlüssel die Wohnungstüre öffnete. Sie schaute zur Uhr hinauf, — zwanzig Minuten nach sieben! Pünktlich wie immer kam Herr Gustav Fröbejam, der neue Mieter ihres dritten Zimmers, heim. War das ein ordentlicher stiller ruhiger Mann! Wenn sie ihn so mit seinem Vorgänger verglich, — ah, du lieber Himmel, was für ein Unterschied! Sie konnte wahrhaftig zufrieden sein. Hatte sie sich nicht immer einen solchen Mieter gewünscht?

Er ging und kam tagtäglich zur selben Stunde, in seinem Zimmer herrschte stets die schönste Ordnung, allabendlich legte er seine Kleider glatt gefaltet zum Reinigen auf den Stuhl im Vorzimmer und stellte die Schuhe gerade ausgerichtet daneben. Er verlangte auch nie das geringste außerhalb des Vereinbarten. Kloppte Betty des morgens um bestimmten Stunde an seine Tür, um das Frühstück hereinzubringen, wurde sofort „Herein“ gerufen, und Herr Fröbejam stand, frisch rasiert und sorgfältig gekleidet, schon wartend da. Im Zimmer roch es nach köstlich Wasser, alles war an seinem Platz, nicht ein Krugentüpfchen lag herum.

Betty Plenk, über ihre Arbeit gebeugt, mußte sich gehen, daß ihr Mieter auf ein Haar dem Idealbild glich, das ihr früher, als noch Balduin Kundegraber bei ihr wohnte, oft lehnstülpig vorgezeichnet war. Denn dieser war in allem und jedem das ausgesprochenste Gegenteil gewesen. Ja, Balduin Kundegraber, der über die erste Jugendjahre schon hinaus war, dessen Gestalt sich schon mächtig rundete, war zwar ein fröhlicher gutmütiger Mensch, dem aber Ordnung, Pünktlichkeit und ähnliche Eigenschaften vollkommen zu mangeln schienen. In seinem Zimmer herrschte, wenn er es verlassen hatte, das unglaublichste Durcheinander, es sah meist so aus, als sei der Bewohner in größter Eile und Eile daraus geflüchtet. Betty mußte immer erst Kleidungsstücke auf Haken hängen, Laden und Schranktüren schließen, auf dem Schreibtisch Papiere zusammenfassen, Bücher aufschichten und ähnliche Dinge tun, ehe sie die Wohnungstüre zu verschloß. Die Tageszeitung hatten sie gemeinsam gehalten, die dies jetzt auch mit Herrn Fröbejam der Fall war, doch während dieser Zeit, nachdem er sie gelesen, schlangelstet, im Vorzimmer auf das Tischchen zurückgelegt, hatte Balduin Kundegraber sie immer irgendwo in einem Winkel seines Zimmers liegenlassen, natürlich mit dem „Kopf“ nach unten. Und wenn er, was öfter geschah, spät nachts heimkam, hatte er trotz aller Ermahnungen nicht selten vergessen, die Wohnungstüre zu verschloßen. Die Schloßschloß er achtlos vor die Tür und die Kleider warf er flugs zu Hau auf den Stuhl. Betty Plenk, das seine, nette, ein bißchen pedantische Ding, litt Qualen ob dieser „Großzügigkeit“ ihres Mieters. In hellen Jörn aber verlegte es sie, wenn Balduin Kundegraber an Regentagen den trübsamen Schirm, statt in den Ständer, gedankenlos in eine Ecke des Vorzimmers lehnte, wo sich dann natürlich ein kleiner See bildete, der einen höflichen Fied auf dem blühblauen Parkettboden zur Folge hatte. Aus dem Arger heraus wuchs ihr der Mut, zu zur Rede zu stellen. Er war betroffen, sah ein, entschuldigte sich und versprach Besserung, aber am nächsten Regentag nahm er den Schirm mit ins Zimmer und lehnte ihn an den Schreibtisch.

Dagegen kloppte er ab und zu an Bettys Wohnzimmertür und fragte beiseite, ob er nicht seinen Aufschnitt bei ihr verschlucken dürfe, es sei so langweilig allein in seinem Zimmer. Betty Plenk hatte das erstmal erkaunt und hilflos zugelegt und war dann ein bißchen freier und geiziger abgegesehen. Doch Balduin Kundegraber verstand es, ihr das bald abzugewöhnen. Er war heiter und guter Dinge, wollte allerlei zu erzählen, ein bißchen Klatsch und Tratsch, schickte ein Quentchen Kollisch, einen Schuß Literatur und ein Endchen Kunst darunter und hatte abwechslungsreichen Gesprächsstoff die Menge.

Schließlich gewöhnte sich Betty denn auch dazu. Sie wandte Tee miteinander, und ab und zu stellte sie stolz einen schokoladebienen Kuchen auf den Tisch. Sie hörte eifrig zu, schenkte rote Wangen und glänzende Augen und vergaß für ein paar Stunden die betrüblichen Fehler ihres Mieters.

Am folgenden Morgen ging freilich der Arger wieder von neuem an. Bis unerwartet der Wandel kam. Ein Tag Kundegrabers starb und dessen Witwe wünschte, der Betty möge zu ihr ziehen, weil sie sich allein in der Wohnung nicht zurechtfinden konnte. Und mit Herrn Gustav Fröbejam zog der wohlhabendste, der vorbildlichste Mieter bei Betty Plenk ein. Die Abende allerdings, an denen Balduin Kundegraber seinen Aufschnitt und Betty Plenk ihr einfaches Mahl am kleinen Tisch verzehrt hatten, die Abende, an denen er geistiges und Erntes, Wahrheit und Dichtung seinem gläubig zuhörenden Gegenüber erzählt hatte, diese gemütlichen, angenehmen Abende fielen weg, aber dafür gab es die schönsten Stunden und vollste Ruhe bei Tag und Nacht, und Betty Plenk hatte gar keinen Grund zum Arger mehr.

Sie seufzte, als sie jetzt alles überdachte und wunderte sich dabei über sich selbst, sie wußte wahrhaftig nicht, weshalb es es getan.

Gleichmäßig ging die Zeit dahin. Herr Fröbejam blieb immer der gleiche korrekte anspruchsvolle Mieter wie am ersten Tag und blieb immer derselbe kühle, in sich verschlossene Mensch. Und Betty sah alle Tage über ihre feine Arbeit gebeugt, sie hatte ein klein wenig schärfere Züge bekommen und ihre Wangen waren um einen Hauch bläuer geworden. Aber das bemerkte niemand. Herr Fröbejam war wohl überhaupt kein Auge für sie, auch sah er sie nur dann und sie sprachen kaum das Notwendigste miteinander. Eines Abends, als Herr Fröbejams Schlüssel wiederum zwanzig Minuten nach sieben die Wohnungstüre aufschloß, hob Betty erstaunt den Kopf. Es war ihr, als hörte sie sprechen, aber der Wind, der den Regen gegen die Fensterscheiben peitschte, hinderte sie am Hören. Bald wurde jedoch an ihre Türe geklopft. „Herein“, sagte

sie, neugierig und erregt zugleich. Hatte Herr Fröbejam am Ende gar einen Besuch mitgebracht und benötigte er etwas? Aber es war nicht Herr Fröbejam, der jetzt hereintrat, es war Balduin Kundegrabers runderliche Gestalt, die sich hereinschob, es war sein beruhigend freundliches Gesicht, das im Lichtkreis der Lampe auftauchte.

„Guten Abend, Fräulein Plenk!“ sagte er und lächelte und schien ein wenig verlegen, „verzeihen Sie, daß ich zu dieser Stunde komme, aber Sie wissen ja, tagsüber habe ich keine Zeit. Ich wollte doch mal nachsehen, wie es Ihnen geht und wie Sie mit meinem Nachfolger zufrieden sind.“

Betty war jäh aufgestanden, sie hatte ein bißchen Herz klopfen bekommen über diesen unerwarteten Besuch. Sie dankte und murmelte einiges, was man in so einem Falle eben sagt. Doch Kundegraber ließ nicht locker.

„Nein, nein, Sie müssen aufrichtig sein!“ verlangte er. „Ich sah den Herrn zwar nur jetzt, da wir einander zufällig im Treppenhof trafen und er mich hereinkam, weil ich erklärte, Sie besuchen zu wollen. Aber ich merkte doch gleich: Das muß ein überaus genauer ordentlicher Mensch sein, ich wette, mit dem haben Sie lange nicht so viel Arbeit, als Sie mit mir hatten. Der verursacht Ihnen gewiß nicht solchen Ärger und Verdruß, wie ich es leider Gottes immer wieder tat.“

„Oh, aber ich bitte Sie, warum fragen Sie?“ wand sich Betty. Ihre gute Erziehung verbot ihr jede Kritik sowohl an dem einen als auch an dem anderen.

„Warum ich frage?“ wiederholte Balduin Kundegraber und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. „Weil ich zu spät begriffen habe, wieviel Sie für mich getan haben, Fräulein Plenk, jamohl! Wie nett haben Sie doch meine Sachen instand gehalten, wieviel Mühe und Sorgfalt verschwenden Sie an mich nachlässiges Ungeheuer! Das weiß ich aber erst, seit ich von Ihnen fort bin und bei meiner Tante wohne. Die hat nur ihren verstorbenen Mann im Kopf, weint und jammert und kümmert sich keinen Deut um mich und meine Sachen. Und glauben Sie mir, es ist keine leichte und keine vergnügliche Angelegenheit, einen Abend lang bei einer alten Frau zu sitzen, die nichts anderes tut, als in einer Vergangenheit zu trauern, die mich gar nichts angeht.“

Balduin Kundegraber seufzte und Betty Plenk seufzte auch und sagte: „Ach Gott!“ Sie empfand wohl Mitleid mit ihm, fand aber keine Worte dafür. Es war lange still nach dieser trübseligen Schilderung, sie waren einander doch schon etwas fremd geworden, die zwei. Nein, es war nicht mehr dasselbe wie früher, da er mit seinem Aufschnitt herüberkam und sie den Tee bereite. Er wußte heute gar nichts Heiteres zu erzählen, es war fast, als sei nicht er, sondern der kühle sachliche Herr Fröbejam zu Besuch gekommen. Man quälte sich eine Weile mit dünnen Gesprächen so dahin und währenddem wuchs in beiden nach und nach

eine merkwürdige Aufregung. In Balduin Kundegraber, weil er wußte, was er sagen wollte und es nicht herausbrachte, in Betty, weil sie nichts zu sagen wußte und sich so abern vorkam wie noch nie. Bis endlich Balduin aufstand.

„Es ist schon spät, ich muß nun wohl gehen“, meinte er, und dann fügte er noch hinzu: „Ich freue mich sehr, daß es Ihnen gut geht und daß Sie mit Ihrem jetzigen Mieter so zufrieden sind.“

„Habe ich denn das behauptet?“ ärgerte sich da mit einemmal Betty, und in ihre blassen Wangen stieg die Farbe, was sie wunderbar verjüngte und verschönte.

„Ja, wie, was, — sind Sie es denn nicht?“ fragte er übertrafend schnell und fragte gleich weiter, ohne erst Atem zu holen: „Wären Sie am Ende einem neuerlichen Wechsel nicht abgeneigt?“

In seine Augen trat ein heller Schimmer und sein gutmütiges Gesicht bekam einen erwartungsvoll gespannten Ausdruck.

„Fräulein Plenk“, gab er sich einen Ruck, noch ehe sie geantwortet hatte, „geradeheraus gesagt: Ich möchte wieder bei Ihnen wohnen, wenn Sie mich aufnehmen wollten. Ich verspreche Ihnen auch feierlich, ich will mich bessern und Ihnen nicht mehr soviel Ärger bereiten.“

„Und Ihre Tante?“ warf Betty leise ein.

Er winkte ab.

„Ach, die soll sich einen anderen Neffen oder eine ihrer Nichten kommen lassen. Von mir ist sie ohnehin recht enttäuscht.“

Betty Plenk mußte an ihre einsamen Abende denken und selbstamerweise gar nicht an Balduins Nachlässigkeit, an seine Zerstreutheit und an seinen trassen Mangel an Ordnungsliebe.

Wie sollte ich aber Herrn Fröbejam hinausbekommen? Ich habe doch nicht den geringsten Grund zu einer Kündigung“, ärgerte sie.

Balduin Kundegraber legte sein Gesicht in gewichtige Falten, er schien ungeheuer angestrengt nachzudenken. Mit einemmal aber verklärte sich seine Züge, als sei ihm plötzlich eine, — nein, die einzig mögliche Lösung eingefallen.

„Ach hab's!“, rief er, und dann kam sein Vorschlag heraus, verblüffend kurz und einfach, wenn auch dabei seine Stimme ein wenig unsicher und ängstlich klang. „Wie wäre es, Fräulein Plenk, wenn wir zwei heiraten würden?“

Es brauchte eine geraume Weile, bis Betty Plenk zu begreifen vermochte, daß Balduin Kundegraber wirklich nicht scherzte. Aber als er dann fortging und sie ihn zur Wohnungstüre begleitete, war sie sehr glücklich. So glücklich, daß sie laut und herzlich zu lachen vermochte, als sie Balduin Kundegrabers Regenschirm erblitzte. Denn der stand nicht etwa im Ständer, wie sich's gehört hätte, oh, nein, er lehnte beiseite in einer Ecke des Vorzimmers und unter seiner Spitze hatte sich ein kleiner dunkler, geheimnisvoller See gebildet.

Die Welt der Frau.

... so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Von Elfriede Gronau.

„Und wenn es Mühe gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!“ Mehr denn je ist es heute jedem einzelnen von uns zum Bewußtsein gekommen, welch Segen in der Arbeit liegt. Gerade die ungeheure Arbeitslosigkeit, von der Männer, Söhne, Töchter oder Verwandte und Bekannte so schwer betroffen werden, läßt es uns als Glück empfinden, arbeiten zu dürfen und trägt dazu bei, daß manche Arbeit heute als befriedigend empfunden wird, die wir unter normalen Verhältnissen vielleicht ablehnen würden.

Mit die schwerste Arbeit wird heute von der Hausfrau gefordert, und gerade sie braucht besondere Willensstärke und Energie, um täglich ihre Pflicht zu erfüllen, da sie nicht wie die anderen Mitglieder der Familie, an eine bestimmte Arbeitszeit gebunden ist, sondern sich bei ihr Arbeit und Pflicht über den ganzen Tag erstrecken. Niemals rasten die treuhergenden und schaffenden Hände der Mutter. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend gibt es für sie nur eins: das Wohl der Familie. Tage, Wochen, Monate und Jahre sind erfüllt von den gleichen Pflichten. Der Hausstand wächst, die Familie wächst und mit beiden vergrößern sich die Lasten der täglichen Arbeit. Dazu kommen die Auswirkungen der schweren Zeit, in der wir leben. Denn nur den wenigsten Frauen ist es heute noch möglich, eine ausreichende Haushaltshilfe zu unterhalten. Die meisten müssen alles allein machen.

Doppelt schwer zeigt sich das Leben der Hausfrau: Mit den Jahren, da die Kräfte des Menschen nachlassen und durch aufreibende, jahrelange Kleinarbeit zermürbt sind, wachsen die Lasten und Pflichten. Meistenteils ist die Familie daran gewöhnt, daß Mutter für alles sorgt, für alles einsteht. Sie trägt die Verantwortung für das gesamte Wohl der Familie. Krankheiten und Schicksalsschläge aller Art trägt ihre ewig wache Sorge, und selbst wenn mit den Jahren ihre Kräfte nachlassen, so kommt keine Klage aus ihrem Mund und in steter Liebe und Opferbereitschaft schafft sie für Gatten und Kinder. Ja, selbst wenn diese herangewachsen sind und selbst im Berufsleben stehen, so gibt es für die Mutter Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit, die oftmals fast über ihre schwachen Kräfte geht.

Keine Frau, so sehr sie auch um das Wohl der Ihren besorgt sein mag, sollte sich indessen zum Sklaven der Familie machen. Es ist oftmals erschütternd anzusehen, in welcher Weise sich Mann und Kinder von der Mutter bedienen lassen. Sie sind fest durchdrungen von der Überzeugung, daß die Mutter bzw. die Gattin eben immer und zu jeder Stunde für sie da sein müsse, und diese Überzeugung artet sehr leicht zu einem trassen Egoismus aus. Da heißt es für die Frau, ein wenig an sich selbst zu denken und ihre Opferwilligkeit in gewissen Grenzen zu halten. Es ist nicht angängig, daß erwachsene Söhne und Töchter, ja auch ältere Kinder sich von der Mutter in jeder Weise bedienen lassen. Man findet gerade unter der berufstätigen Jugend oft die Ansicht vertreten, daß es völlig genüge, während der Berufsstunden seine Pflicht zu tun. Wenn Sohn oder Tochter dann abends heimkommen, so glauben sie, es sei nur in der Ordnung, daß die Mutter sie von allen Seiten bediene, ihnen das Essen serviere, Kleider bereite, falls sie am Abend noch ausgehen, usw. Keine Frau sollte in der Liebe und Fürsorge für ihre Familie so weit gehen, daß sie zur Sklavin des Hauses wird. Auch Hausfrauenarbeit muß ihre Grenzen haben und in bestimmter Weise umrissen sein.

Kleinigkeiten sind es oftmals, die dazu beitragen, das Leben einer Frau zu verbittern und ihr die Frage nahezu legen: Muß ich das wirklich als Gattin und Mutter tun? Es gehört nur etwas Energie und Selbstsicherheit dazu, um die Grenze zu ziehen zwischen den Arbeiten, die in den Pflichtenkreis der Hausfrau und Mutter fallen und anderen, die über diesen Kreis hinausgehen. Selbstverständlich darf hier als Maßstab immer nur das natürliche Verhältnis zwischen gesunden Menschen zugrundegelegt werden. Treten Krankheiten, Stichtum usw. ein, so wird auch jede Mutter es als selbstverständlich erachten, daß sie im Rahmen des Möglichen für alles einsehen muß und für Mann oder Kind jede Arbeit tut.

Gerade in heutiger Zeit, da die Belastung der Hausfrau dadurch, daß sie keine ausreichende Hilfe erhalten kann, oft ins Ungewisse steigt, sollten Ehemann und Kinder dazu beitragen, die Arbeit der Gattin und Mutter in ihrer freien Zeit etwas zu erleichtern. Es sind oftmals nur kleine Handgriffe, die jeder rasch selbst tun kann, und die doch in der Gesamtsumme ein erhebliches Maß an Arbeit darstellen, das der Mutter erspart werden kann. Kinder sollten von klein auf daran gewöhnt werden, selbst kleine Handgriffe im Haushalt zu tun. Meistens haben sie daran sogar

Herbstmode in Schwarz-Weiß.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Elegantes Nachmittagskleid aus schwarzem und weißem Georgette. Der Rock ist in Falten gelegt, die Unterhose des Rockes aufspringen; die Kaffung an der Schulter wird durch eine Schleife an der Schulter gehalten, die Ärmel sind mit einem schmalen Pelzstreifen verziert.

Mitte: Straßenkleid aus feinem Wollstoff in aparter Schwarz-Weiß-Wirkung. Der Rock ist in Bahnen aufgestellt. Die Bluse mit einer breiten Schulterpartie.

Rechts: Nachmittagskleid aus uni- und gestreifter Seide mit aparter Knopferverzierung.

viel Freude, besonders wenn ihnen in dieser Beziehung eine gewisse Selbstständigkeit angewöhnt wird.

Man hört häufig Klagen erwachsener Töchter darüber, wieviel besser es doch erwachsene Söhne im Haus hätten, da für diese mit dem Schluß der Berufsstunden auch die Arbeit des Tages erledigt sei. Die Tochter aber müsse immer noch dahin die Hände rücken. Wenigstens erwarte man es von ihr. Man kann dabei nur fragen: Ist es wirklich so schlimm für ein berufstätiges junges Mädchen, wenn es am Abend der Mutter ein wenig zur Hand geht, vielleicht auf einem Spaziergang noch ein paar wichtige Besorgungen macht, den Abendtag deckt oder — was in großen Familien oft notwendig ist — für den nächsten Tag etwas Gemüsepflanzen hilft? Das alles sind Arbeiten, die in keiner Weise anstrengend sind und mit einigem guten Willen gut noch erledigt werden können. Es liegt in der Hand der Mutter, dafür Sorge zu tragen, daß derartige kleine Hilfeleistungen in angemessenen Grenzen bleiben und nicht zu anstrengender Arbeit werden, die allerdings nach dem Beruf nicht mehr verlangt werden kann.

Mühe und Arbeit ist unser Leben, und Mühe und Arbeit ist vor allem das Leben der Hausfrau und Mutter. Jedes Glied der Familie aber soll dazu beitragen, der Mutter — die sich tagaus-tag ein für die Familie quält, ohne Ferien und ohne Feiertag, — das Leben ein wenig zu erleichtern.

Freude ist gesund.

Freude ist gesund. Ja — sie ist unentbehrlich für Körper und Seele. Darum sei dieser helle Gast grade in der Kindertage heimisch und nie daraus verbannt. Wie wir Großen inmitten Alltag und Sorgen und Pflichten so manchemal verdrängen uns einspinnen in unsere Trübsal, in unsere schlechte Stimmung, denken wir daran, unsere Kinder merken es, sie schleichen bekümmert umher, schauen uns an mit ihren großen fragenden Augen und nehmen ein Teil unseres Leides auf sich. Denken wir daran! Wir brauchen doch wie die Freude so nötig wie die Nahrung für unseren Körper. Denn ein harter Mensch ist eigentlich immer heiter und ist allen Anstrengungen besser gewachsen, spielend meistert er die Dinge und strahlt seine Freude aus auf die andern. Ein freudiges Erlebnis, wer wußte das nicht, stärkt und belebt, man atmet rascher und tiefer, möchte „springen vor Freude“. Blut steigt in das blasser Gesicht und wir fühlen wieder die Lust am Leben, am Tag, an der Stunde. Halten wir uns das immer vor Augen. Die Bedeutung der Freude, des Lachens, wenn es sich um die Entwicklung und Erziehung unserer Kleinen handelt. Liebschaft, Unfreundlichkeit, Gereiztheit, übertriebene Strenge, die oft als Ungerechtigkeit empfunden wird, die mit notwendigen verständigen Ermahnungen nichts zu tun hat, nehmen den Kindern alles Vertrauen in die Zukunft, allen Lebensmut. Sie verbrauchen die Kraft der jungen zarten Seelen und zerstören, statt aufzubauen. Und gerade dem Kinde Freude zu schenken, ist leicht — so leicht, ein liebes Wort, ein ermunterndes Bild, eine heimliche Zärtlichkeit, ein an sich wertloses kleines Geschenk und vor allem ein Begreifen, ein Verzeihen, ein weiches Mitfühlen in all den vielen täglichen Nöten, die wir oft viel zu schwer nehmen. So schwer, und daß wir uns und dem Kinde manche Stunde verbittern. Ein Kind, das sich freut, blüht auf in dieser frohen Empfindung. Kein, wir dürfen bei unseren Kindern keine Angst vor Traurigkeit zum Durchbruch kommen lassen, wir dürfen keinen Tag vergehen lassen, ohne ihnen irgend eine kleine Freude bereitet zu haben. Jede Mutter, die das einmal versucht hat, wird es erfahren: von dem Kinde, das „immer etwas zum Freuen vor sich hat“, kann man ab und zu Selbstüberwindung, Erfüllung unliebsamer Pflichten erfolgreich verlangen. Das Gute, das Befondere, das ihm bevorsteht, wirkt geradezu Wunder. Befähigt, gibt ihm die Fähigkeit, mit dem Täglichen tapfer fertig zu werden, heiter und gelassen wird Unangenehmes auf sich genommen, werden die Zähne zusammengebissen, wenn etwas zum Freuen vor ihnen liegt. Ja, das ist ein Ansporn, und Dank-

barkeit gräbt Wurzeln tief in die Kinderseele. Seien wir uns darüber klar, die gewissenhafteste Erziehung zu Ehrlichkeit, Ordnung, zum Pflichtgefühl bleibt trocken, unbelebt ohne den ewig jungen Born der Freude. Denn das ist doch unser Ziel, frohe und glückliche Menschen zu erziehen, die das Leben meistern. Menschen mit hellem Herzen und vertrauendem liebreichem Gemüt. M. R.

Wieviel wiegen Sie?

Etwas vom Normalgewicht, Entfettungs- und Mastkuren.

Die Figur der Frau spielt heute mehr denn je eine ausschlaggebende Rolle. Nur nicht bieder werden oder gar zu dick werden — das ist die Hauptfrage so vieler Coastschöner (nebenbei gesagt auch vieler Damschöner), und mit Bangen befragen sie den Spiegel und die Waage, ob sie nicht etwa wieder ein paar Pfund mehr anzeigen.

Viele Frauen übersehen noch immer in ihrem Bestreben, eine schlanke Figur zu erzielen, die Hauptforderung: daß nämlich die Schlankheit im richtigen proportionalen Verhältnis zur Größe des Menschen stehen muß. Wenn eine kleine Figur sehr schlank und zierlich ist, so wird das immer gut aussehen. Eine sehr große Erscheinung dagegen braucht unbedingt eine Mindestkörperfülle, wenn sie harmonisch wirken soll. Wir haben ja auch heute die übertrieben schlanken Linien, die eine Zeitlang Mode war, glücklich überwunden. Unsere Frauenwelt ist zu der Erkenntnis gekommen, daß für viele ein klein wenig Rundlichkeit nicht nur kleidsam ist, sondern direkt als gesundheitliches Erfordernis angesehen werden muß. Es gibt Menschen, die sich am wohlsten fühlen, wenn sie schlank und fehnig sind, andere wieder, die unbedingt eine gewisse Fettpolsterung zu ihrem Wohlbefinden brauchen. Was aber tun, wenn das Normalgewicht nach irgend einer Seite hin überschritten ist? Und wie finden wir überhaupt das Normalgewicht? Das ist gar nicht so schwierig. Der normale Mensch soll soviel Kilo Gewicht haben, wie er Zentimeter über 100 groß ist. Wenn jemand also 160 Zentimeter groß ist, so würde sein Normalgewicht 60 Kilogramm betragen.

Um Entfettungs- oder Mastkuren vornehmen zu können, müssen wir uns zunächst über die Hauptaufbaustoffe unseres

Körpers im klaren sein. Mit unserer täglichen Nahrung nehmen wir vier Grundbestandteile in uns auf: Fett, Kohlehydrate, Eiweißstoffe, Aufbaustoffe. Wenn das Körpergewicht herabgemindert werden soll, so muß zunächst die Zuführung der Fette eingeschränkt werden. Fettarmes Fleisch, fettlos gekochte Gemüse, dünngetrichene Butterbraten wären hier am Platze. Daneben soll die Verwendung von Zucker möglichst gering sein. Wer schlanker werden will, muß den an sich erfreulichen Genuß von süßem Kaffee, Tee usw. sowie vor allem das Kuchenessen vermeiden. Auch Biddings, Kartoffeln und alle anderen Mehl- und Stärke enthaltenden Speisen sind zu vermeiden.

Die heute vielfach angepriesenen Schlankheitsstees sind mit größter Vorsicht anzuwenden. Eine gewissenhaft eingehaltene Diät wird stets das zuverlässigste Mittel sein, um eine unerwünschte Körperfülle herabzumindern.

Im Gegensatz dazu sollen bei Mastkuren dem Körper alle jene Stoffe reichlich zugeführt werden, die Fett ansehen: also Fett, Zucker, Stärke. Während bei jeder Entfettungskur möglichst solche Nahrungsmittel genossen werden sollen, die ohne nahrhaft zu wirken, den Magen füllen und das Hungergefühl beseitigen, so müssen bei jeder Mastkur möglichst appetitanregende Speisen jede Mahlzeit einleiten. In besonders traffen Fällen sollte aber zu jeder derartigen Kur das Urteil des Arztes eingeholt werden.

Exprobt und bewährt!

Zur Reinigung weißer Filzhüte verwende man eine Paste aus Magnesia und kaltem Wasser, die man mit einem reinen, weichen Pinsel auf den Hut aufträgt. Die Paste bleibt ein paar Stunden liegen und wird dann tüchtig abgebürstet.

Papierschilder auf Konservendosen haften besser, wenn dem Leim etwas Glycerin beigelegt wurde.

Farziede aus Wollstoffen lassen sich durch eine Lösung von Seife in starkem Alkohol beseitigen.

Der Jugendfreund.

FINNA der Seehund

Der irische Arzt Dr. Edmondston, der in einem kleinen Fischerdorf an der Clew-Bay (Westküste) lebt, erzählt von seinem zahmen Seehund „Finna“ ganz überraschende Dinge: Es ist nun schon über vier Jahre her, da sah ich, wie Fischer, die vom Fang zurückkehrten, mit den anderen erbeuteten Tieren aus einem jungen Seehund auf den Strand herauswerfen. Er war noch nicht so lang wie mein Unterarm mit der Hand. Ich hielt ihn für tot.

Draußen bei den Klippen haben wir ihn mit im Neze gehabt, erklärte einer der Männer. „Er ist noch mager, hat kein Fett — er wird nicht sehr schmecken.“

Da sah ich, wie der Seehund seine Augen bewegte. Sofort bot ich zwei Schillinge (ungefähr zwei Mark) für ihn. Die Fischer willigten augenblicklich ein. Ich nahm das Tier auf den Arm und trug es nach Hause.

Zuerst untersuchte ich meinen Seehund und stellte fest, er war halb ertrunken. Das Neze mußte ihn wohl zu lange unter Wasser festgehalten haben.

Durch einige Tropfen, die ich ihm einschlachte, regte ich die Tätigkeit seines Herzens an und hatte die Freude, ihn schon am selben Abend wie ein Kind aus der Watschlahe trinken zu sehen. Am zweiten Tage trug er trotz der Fische und troch zum Entsetzen meiner Haushälterin bereits im Zimmer umher. Er bewegte sich mit seinen kurzen Füßen auf dem Trocknen ziemlich ungeschickt, aber er kam doch schneller vorwärts, als man hätte erwarten sollen.



Ein Junge aus der Nachbarschaft mußte Finna jeden Morgen zum Strand hinabfahren.

Ich nannte das Tier „Finna“. Nach kurzer Zeit gewöhnte es sich an den Namen, kam auf mein Rufen sofort und wollte, wenn ich zu Hause war, stets neben meinem Stuhle liegen. Es hatte keine Spur von Schüchternheit mehr, und wenn „Finna“ auch Fremden gegenüber immer etwas mißtrauisch blieb und sich vorsichtig verhielt, ließ sie sich doch von mir gern streicheln. Sie versuchte so oft als möglich meine Hand zu berühren, stieß mit der stumpfen Schnauze danach und wollte geliebt sein.

Ein Spaß besonderer Art war allemal das tägliche Bad meiner „Finna“. Ich hatte einen Jungen aus der Nachbarschaft angestellt, der sie jeden Morgen auf einem Handkarren zum Strande hinabfuhr. Dort war ein flacher Lämpel, der mit der offenen See nicht in Verbindung stand; darin tummelte sich „Finna“ mit Vergnügen. Wenn sie genug hatte, kam sie allein wieder heraus und wußte recht genau, zu welchem Zwecke der Handkarren da war. Stolz wie eine Prinzessin ließ sie sich in das Dorf hinauffahren. Das Tier war schon sechs Monate bei mir und infolge der reichlichen Nahrung zu einem recht stattlichen Seehund herangewachsen, da traf ich Anstalten zu meiner bevorstehenden Hochzeit. Meine Haushälterin jammerte, der Seehund dürfe auf keinen Fall im Hause bleiben, das bedeute

Unglück. Ich lachte, doch sie sagte, meine Frau werde als geborene Irin anders darüber urteilen. Und alle Leute im Dorfe gaben der alten Wirtshauslerin recht.

Weil schlimmer war es, daß mir mehrere erfahrene Leute sagten, Hunde und Seehunde vertrügen sich nicht. Weil nun meine zukünftige Frau zwei kleine schottische Terrier besaß, von denen sie sich nicht trennen wollte, so blieb mir nichts anderes übrig als schweren Herzens nachzugeben.

Am Tage meiner Abreise zur Hochzeit ordnete ich an, zwei Fischer sollten gegen gute Belohnung meine „Finna“ mit ihrem Boote einige Seemeilen über Innis Woffin hinausbringen und dort im Wasser aussetzen.



Wahrhaftig, „Finna“ war wieder da! Sie hatte den langen Weg von sechzig Seemeilen heimgefunden.

Ich will es ruhig gestehen: ich hatte ein schlechtes Gewissen, schämte mich, weil ich des Seehunds Treue und Loyalität so übel vergolten hatte.

Ich zog schon am zweiten Tage mit meiner Frau in mein altes Heim. Sie freute sich, wie junge Frauen tun, über alles sehr und hantierte im ganzen Hause umher. Die beiden Hunde lagen auf dem Teppich vor dem Kamin. Da blühte nicht gern hin — das war „Finna's“ Platz gewesen.

Fünf Tage waren schon vergangen, daß ich das Tier hatte wegbringen lassen, da kam meine Frau des Morgens atemlos hereingestürzt. „Komm schnell! Vor unserer Haustür liegt ein Seehund!“

Es war wirklich „Finna“. Sie hatte den ganzen langen Weg über sechzig Seemeilen wieder heimgefunden. Sie gebärdete sich wie natürlich vor Freude, stieß quiekende Töne aus, legte meine Hand und stieß mich immer wieder mit der Schnauze an. Sie schien recht froh zu sein, daß sie wieder da war.

Nur blieb nichts übrig, als von meiner Liebhaberei für „Finna“, den seltsamen Hausgenossen, zu berichten.

Meine Frau lachte: „Überglücklich bin ich nicht. „Finna“ bleibt hier! Ich würde nie zugeben, daß ein treues, anhängliches Tier meinetwegen verstoßen wird.“

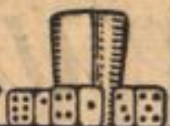
„Finna“ blieb. Sogar mit den beiden schottischen Hunden hat sie Freundschaft geschlossen.

Man kann sich nicht leicht ein lustigeres Bild denken, als wenn die drei zusammen spielen. Die Hunde tragen den Seehund auf den Rücken, hüllen ihn an, suchen nach einmal leicht zu beißen. „Finna“ nimmt alles geduldig gutmütig hin. Ab und zu wälzt sie sich über einen der kleinen Kläffer hin, und es scheint ihr viel Spaß zu machen, wenn er dann erschrocken aufschreit. Zuweilen gibt sie ihnen auch der Flosse einen Klaps, aber das ist nicht böse gemeint, es ist mehr wie eine Aufforderung zum Spielen.

„Finna“ ist nun schon vier Jahre im Haus. Sie hat gelernt, hinter meiner Frau her die Treppe ganz allein hinauf und hinab zu steigen; sie folgt ihr überall hin, fährt täglich zum Baden an den Strand und dabei liegt sie in der freien See. Freiwillig würde sie nie von uns weggehen. An meiner Frau hängt sie fast mehr als an mir.



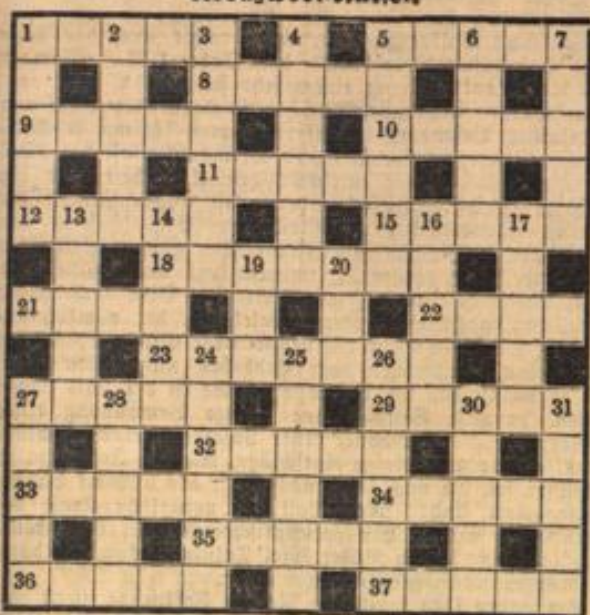
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

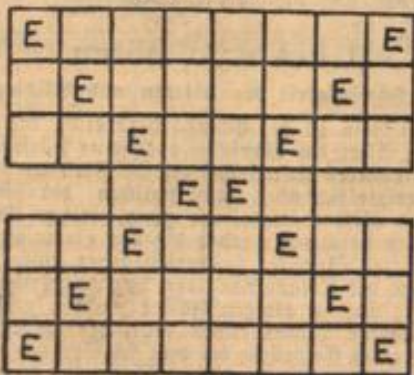
Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Gewicht, 2. Stadt an der Rode, 3. Rührer, 4. Pferde-Gangart, 5. Knabenname, 6. Mitteilung, 7. Flächenraum, 13. Fluß zur Donau, 14. unanste Verführung, 16. vielsüßiges Tier, 17. Metall, 19. Segelstange, 20. Knecht, 24. Jahreszeit, 25. gebürte Frucht, 26. weibliches Haustier, 27. Standbild (u = 1 Buchstabe), 28. Befehl, 30. Vereinigung, 31. Vorratortung.

Waagrecht: 1. Pappentier, 5. Giftschlange, 8. Staat in U.S.A., 9. Kampfplatz, 10. Feinest, 11. Seefisch (5 = ce), 12. westrussische Stadt, 15. Obstart, 18. Seewasse, 21. Feldherr des 30jährigen Krieges, 22. Farbe, 23. Vog-Weltmischer, 27. lauter Wind, 29. Sonnenverschlus, 32. Okeupöder, 33. feiner Schmutz, 34. Sternbild, 35. Gebirgskod in Ägypten, 36. deutscher Staatsmann (?), 37. Klosterinsassin.

Füllrätsel.



Ordne die Buchstaben:

A, A, A, B, B, B, C, D, D, D, E, E, E, G, G, G, H, I, I, K, O, O, P, Q, R, R, R, R, R, S, T, T, T, U, V

benutze die leeren Felder, daß sich waagrecht Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. Verwandter, 2. Teil des Motors, 3. Teil des Schiffes, 4. Garteneinteilung, 5. Stadt in der Mark, 6. Schiffsfahrts-Gesellschaft, 7. Fahrzeug.

Silben-Rätsel.

Aus folgenden 48 Silben

a — a — an — bo — chat — christ
— da — en — er — fisch — furt —
ge — gel — gen — gen — gramm
— in — klub — lach — le — lei
li — ma — man — nacht — nas
— ne — neu — ni — no — nör —
ra — ra — re — ri — sa — sa — se
— tät — te — ten — tin — tra —
ve — wal — zenz — zi — zo

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat von Goethe ergeben. (a = ein Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter:

1. Pferd, 2. Halbedelstein, 3. Sportverein, 4. Säckfrucht, 5. Strom in Südamerika, 6. dauerndes Rästel, 7. Unparteilichkeit, 8. Pappname, 9. Weihenacht, 10. Dopeische, 11. weiblicher Vorname, 12. Alpenblume, 13. Naturerscheinung, 14. Ritus, 15. Diefseefisch, 16. Stadt in Thüringen.

Bilder-Rätsel.



Zahlen-Rätsel.

10, 11, 4, 14, 12, 12, 4, 9 = deutscher Staat,

4, 8, 1 = Mädchenname,

11, 4, 8, 6, 4, 11 = Polizeibezirk,

12, 4, 4 = Gewässer,

6, 3, 5 = Fürwort,

4, 7, 2, 4 = deutscher Strom,

9, 1, 3, 5, 13 = Tageszeit.

Die Anfangsbuchstaben ergeben ein asiatisches Reich, die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, dessen Hauptstadt.

Lösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Don, 3. Alp, 5. Ur, 6. Ost, 8. Rast, 9. Obbe, 10. Imme, 11. Rime, 12. Stop, 14. Bena, 17. Buma, 18. Jar, 19. Ar, 20. Cog, 21. da, 22. Was, 23. Ma. Senkrecht: 1. Dramaturg, 2. Kote, 3. Atom, 4. Promenade, 5. Urt, 7. See, 12. Spa, 13. Paß, 14. Eiga, 15. Es, 16. Ara. — Magische Figur: 1. Italien, 2. Wende, 3. Renbe, 4. Jnder, 5. Federer. — Silben-Rätsel: 1. Anhalt, 2. Karjes, 3. Fajan, 4. Kargau, 5. Newyork, 6. Granit, 7. Gros, 8. Näherer, 9. Indien, 10. Sardinie, 11. Tenor, 12. Luther, 13. Eva, 14. Jehovah, 15. Chirurgie, 16. Terlieb. Anfangen ist leicht, Beharren ist Kunst. — Reizliches Rästelrebus: Niemand wandelt ungestraft unter Bahnen!

Lüftlign Lp.



Unerschämt.

„Herr, Ihr Hund hat mich in die Wade gebissen!“
„Na, soll Sie das kleine Tier vielleicht in die Nase beißen?“

Schöne Männer.

Sie: „Es ist eine bekannte Tatsache, daß schöne Männer recht langweilig sind! Findest du nicht auch, Friedrich?“

Er: „Ja... ich weiß nicht — ich veruche doch aber immer, so interessant wie möglich zu sein!“ (Rixe.)

Nach nicht.

„Wieviel Kinder haben Sie, Herr Edmann?“

„Drei erwachsene Töchter!“

„Und die wohnen alle bei Ihnen zu Haus?“

„Nein, sie sind noch nicht verheiratet!“ (Sondagnisse.)

Nicht sehr liebenswürdig.

„Wenn man meine Lihen zählen wollte, würde man auf eine hohe Ziffer kommen!“

„So, wieviele Küssen?“ (Politiken.)



Er muß es wissen.

„Ich glaube es nicht, Angeklagter, daß Sie den Einbruch allein bewerkstelligt haben. Wer war Ihr Helfer?“
„Herr Richter, auf mein Wort, der war id lang alleine, heute is et ausgeschlossen, een' ehrlichen Partner zu finden.“

Das Zeugnis.

„Ich würde Ihnen ja gerne gutes Zeugnis geben, Lina, aber Sie sind nie pünktlich mit dem Bereiten der Mahlzeiten gewesen!“

„Unwürdige Frau, dann schreiben Sie doch einfach: Sie machte die Mahlzeiten ebenso pünktlich, wie sie ihren Lohn bekam...“ (Vallingshow.)

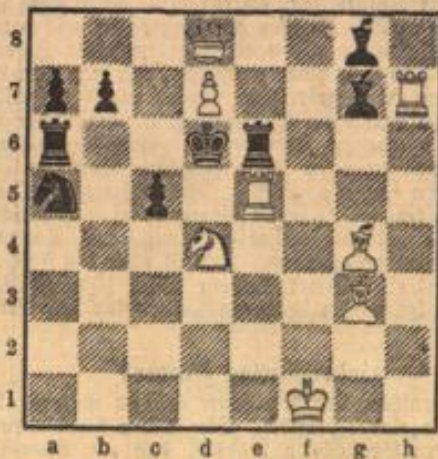
Beishwerde.

„Mein Herr, der Hund, den Sie mir verkauft haben, stiehlt ja!“

„So? Aber doch nur, wenn es sich um etwas Ehbares handelt — in Geldsacken ist er vollkommen ehrlich!“ (Hjemmet.)

Nr. 86. Sam Loyd.

Brooklyn Eagle.



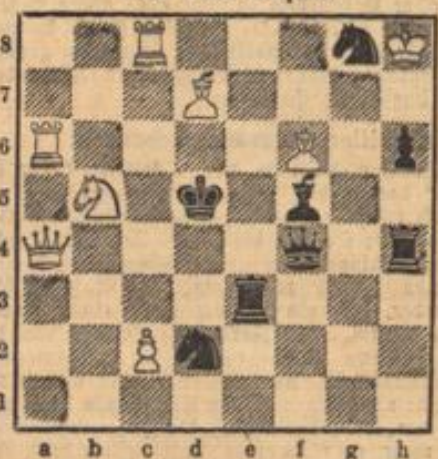
Weiß: Kf1, Dd8, Te5, h7, Lg3, g4, Sd4, Bd7.

Schwarz: Kd6, Ta6, e6, Lg7, g8, Sa5, Ba7, b7, c5.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 87. Von Demselben.

New York Graphic.



Weiß: Kh8, Da4, Ta6, c8, Ld7, f6, Sb5, Bc2.

Schwarz: Kd5, Df4, Te3, h4, Lf5, Sd2, g3, Bh6.

Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 82 1 Dxd4+, Nr. 83 1 Td1, Angabe von Ludw. Nickel, Ingenieur Schmitt, Georg Blum, Paul Buerke, Wlth. Lenz, Herm. Wolfram, Herm. Mertes.

Der Werdegang eines jeden Schachspielers ist ein allmähliches Durchdringen vom Wüsten, Phantastischen zum Abgeklärten, zum Soliden. Die Zeitdauer dieses Werdegangs ist natürlich mit bedingt durch die größere oder geringere spezielle Begabung des Lernenden für das Schachspiel, doch hängt sie in der Hauptsache von der angewandten Lehrmethode ab. Ist der Schüler Autodidakt, so hält er sich meist überhaupt nicht an irgend einen methodischen Unterrichtsplan, zumal in den Lehrbüchern selten ein solcher angedeutet ist, sondern er stürzt sich, nachdem er kaum die Gangart der Figuren und die Regeln des Spiels beherrscht, sofort ins Kampfgetümmel der praktischen Partie. Daß dabei nicht viel Vernünftiges herauskommt, liegt auf der Hand. Das Spiel des Anfängers ist planlos, weil er zu viele Pläne macht. Es fehlt ihm eben noch vollkommen die Fähigkeit, einen leitenden Gedanken zu fassen, dem er alle seine Kombinationen unterordnet. Allerdings läßt sich bei näherer Beobachtung eine gewisse Methode der Spielführung nicht verkennen, die sich allen Anfängern als ganz natürlich aufzudrängen scheint. Man bemerkt nämlich zunächst stets ein stürmisches Vorwärtstreiben mit den Bauern. Dies erklärt sich wohl daraus, daß das Verständnis für die Kampfkraft der Offiziere noch nicht gereift ist. Aus der Erkenntnis der Minderwertigkeit der Bauern zieht der Anfänger nicht den Schluß, daß es vorteilhafter ist, mit den eigenen Figuren zu spielen, sondern er ist nur bestrebt feindliche Figuren mit Bauern anzugreifen und zu erobern. Er versucht also nicht die eigene Kraft auszunutzen, sondern nur die des Gegners zu vermindern. Er macht auch meist nur Kombinationen in der Hoffnung, daß der Gegner sie nicht sieht, und kümmert sich seinerseits herzlich wenig um die gegnerischen Züge. Hat er die Mehrzahl der Bauern eingebüßt, dann erst kommen die Figuren an die Reihe. Am sympathischsten sind ihm die Dame und Springer. Die Dame wegen ihrer kolossalen Beweglichkeit, der Springer wegen seiner merkwürdigen Gangart, die besonders geeignet erscheint, den Feind zu überraschen. Dabei sieht man häufig bei Anfängern ein dauerndes Umherziehen mit der Dame und verwegene Ritte mit dem Springer ins feindliche Lager.

Partie Nr. 45. Gespielt im Massenwettkampf in Hamburg 1932.

Sizilianisch.

Weiß: Junge, Schwarz: Kaiser.

1. e4—c5, 2. Sf3—Sc6, 3. d4—exd4, 4. Sxd4—Sf6, 5. Sc3—d6, 6. Le2—e6, 7. 0-0—Le7, 8. Le3—0-0, 9. De1—a5, 10. Tad1—De7, 11. f4—Ld7, 12. Lf3—Sxd4. Fördert nur die Entwicklung des Weißen. Üblich Tc8 nebst Sa5 und Sc4. 13. Lxd4—Le6, 14. Dg3—Se8. Hier war wohl e5 notwendig. Die Schwäche d6 ist nicht angenehm, aber leichter zu ertragen als der nun folgende Königsangriff. 15. Khl—Lf6, 16. e5—dxc5, 17. fxc5—e7, 18. Se4—Lxc4, 19. Lxe4—g6, 20. De3—Sg7, 21. g4!—Tab8, 22. Td3—b6, 23. Dh6—Dxc2, 24. Te1—f5, 25. exf6 e.p. — Lxf6, 26. Th3 Aufgegeben. Weiß hat den Angriff gut vorbereitet und mit großer Schärfe durchgeführt.

Hygiene und Heilkunde.

Neues aus der Medizin.

Furunkeln und Jahreszeit.

Im „Zentralblatt für Chirurgie“ behauptet Privatdozent Dr. Frey, daß zwischen der Jahreszeit und dem Auftreten von Furunkeln ein deutlich erkennbarer Zusammenhang bestehe. Es war zwar natürlich, daß mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit schon immer eine verstärkte Zunahme der furunkulösen Erkrankungen festgestellt wurde. Man kann geradezu von einem Frühjahrsgefühl der Furunkelerkrankungen im Mai sprechen. Nur die Gesichtsfurunkeln bilden eine Ausnahme. Ihr Auftreten in den einzelnen Monaten zeigt keine Unterschiede. Wahrscheinlich muß die gesteigerte Schweißabsonderung im Sommer als Ursache angenommen werden. Neu ist aber die Feststellung, daß im Herbst ein zweiter Anstieg dieser schmerzhaften Erkrankung erfolgt, wofür heute noch eine plausible Erklärung fehlt.

Alle Eltern — minderwertige Kinder?

Viele Menschen kommen heute erst in späteren Jahren zur Gründung einer Familie. Sie fühlen sich oft durch die weitverbreitete Vorstellung bedrückt, daß ein Paar in vorgerücktem Alter stets minderwertige Kinder haben müsse. In der „Zeitschrift für Kinderheilkunde“ tritt der Forscher Thomsen dieser Ansicht entgegen. Er hat im Zeitraum von 10 Jahren beobachtet und herausgefunden, daß nur das hohe Alter der Mutter (40 Jahre und darüber) bei der Zeugung des Kindes maßgebend sein kann, während das Alter des Vaters gar keinen Einfluß hat und eine hohe Altersdifferenz der Eltern oder ein hohes Summenalter der beiden Ehepartner ohne Bedeutung ist. Um eine völlig zuverlässige Antwort auf diese vielbesprochene Frage zu geben, müßte allerdings noch mehr Material vorliegen; immerhin genügt diese relativ sehr große Zahl der beobachteten Fälle doch zur Beruhigung ängstlicher Gemüter.

Wie man frühzeitiges Ergrauen behandelt.

Dr. Ruhemann weist in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“ darauf hin, daß der Vorgang des Ergrauens nicht lediglich mit den Haaren zusammenhängt, sondern sich vom Zustand aller Organe herleitet. Infektionskrankheiten, Nervenleiden, Schlaganfälle und Störungen der inneren Drüsen können die Ursachen sein; es ist sogar schon beobachtet worden, daß ein Mensch durch einen Nervenschod weiße Haare bekam. Die Farbe des Haares hängt hauptsächlich von seinem Pigmentgehalt ab; Pigment ist der normale Haarfarbstoff. Überaus wichtig ist auch der Gehalt von Haarrinde und Haarmark an Luft sowie die äußere Beschaffenheit der Kopfoberfläche, die je nach Glätte oder Rauigkeit mehr oder weniger Luft reflektiert. Die Luft im Haarinneren ist nämlich ein Feind des Pigmentes, das in den Haarwurzeln ständig erneuert wird. Das ergraute Haar enthält nun weniger Pigment und mehr Luft als das normal gefärbte. Einige Forscher führten dies auf gewisse tückische Wanderzellen zurück, die sich mit langen Gangarmen und laßloartigen Fortsätzen im Inneren des Haares bewegen und nichts Besseres zu tun haben, als die Haarfarbstoffzellen zu ergreifen und in die unsichtbare Haarwurzel zurückzuführen. Andere Autoren jedoch schieben alle Schuld den sonst so harmlosen Luftblasen zu und haben unter dem Mikroskop ergraute Haare zeitweise auch wirklich mit großen Luftblasen gefüllt gesehen. Nach dieser Ansicht

wird das plötzliche Ergrauen durch blühndes Herbeischießen dieser tückischen Luftblasen in den Haarschaft herbeigeführt. Im Alter natürlich ist der ganze Vorgang lediglich durch Ersatz der pigmentartigen Haare durch pigmentlose zu erklären. Das schöne schwarze oder blonde Haar wächst nicht nach, sondern nur graues. Als Behandlungsart empfiehlt der Verfasser Röntgenbestrahlung und Quarzlicht. Dadurch wird erst das Wachstum der graue Haare gefördert und schließlich auch das der scheinbar schon verlorenen dunklen Haare. Natürlich läßt sich dieser Erfolg nicht in allen Fällen erreichen. Voraussetzung ist, daß Haarboden und Haarwurzeln noch völlig intakt sind, um diese gewaltige Aufbauarbeit leisten zu können.

Sireit um die „Arztmuster“.

Seit es eine moderne pharmazeutische Industrie gibt, hat sie sich der sogenannten „Arztmuster“ bedient, um die Ärzte mit ihren Neuschöpfungen bekannt zu machen. Dem Arzt wurden Proben der neuen Mittel zur Verfügung gestellt, damit er ihre Wirkung bei seinen Kranken ausprobieren konnte; er sollte sich selbst von der Wirksamkeit der Mittel überzeugen, um sodann im Fall des Erfolges die betreffenden Mittel in seiner Praxis einführen. Als die pharmazeutische Industrie im Laufe der Jahre immer größer wurde und auch die Apotheken in ihren Organisations- und Spezialpräparate herstellten, mußte auch die Propaganda infolge der gesteigerten Konkurrenz noch intensiver werden. Dabei mögen auch in einzelnen Fällen Auswüchse vorgekommen sein. Aber alle jenseits der Grenzen liegen sich im eigenen Interesse bei der Abgabe von Arztmustern an Ärzte weitgehende Beschränkungen auf; die Muster werden nicht wahllos versandt, sondern nur auf ausdrückliche Anforderungen abgegeben, diese selbst kontrolliert, um nach Möglichkeit zu vermeiden, daß „Arztmuster“ etwa bestimmungswidrig verwendet werden. Nun hat sich das Preussische Wohlfahrtsministerium auf den Standpunkt gestellt, daß die unentgeltliche Abgabe dieser „Arztmuster“ durch die Ärzte an ihre Kranken „nach der geltenden Rechtslage“ nicht zulässig sei. In der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ beschließt sich Dr. C. Ungewitter mit dieser Frage, die keineswegs nur die betroffene Industrie angeht, sondern auch die Kranken selbst, die ein hohes Interesse daran haben, neuer wirksamer Mittel teilhaftig zu werden. Bisher hat die Rechtsprechung gegen die Verschwendung von Arztmustern nichts einzuwenden gehabt. Es hat sich ein Gewohnheitsrecht herausgebildet, daß allgemein respektiert wurde und nicht zuletzt mit zur Entwicklung der deutschen pharmazeutischen Industrie beigetragen hat. Die Monopolstellung der Apotheken wird durch diese Abgabe von Arztmustern keineswegs berührt, die ja im Gegenteil eine Erweiterung des Arzneimittelumsatzes auch bei den Apotheken bezweckt. Das einmal eingeführte Arzneimittel wird natürlich ausschließlich nur von den Apotheken geliefert. Dieser Auffassung schließt sich auch der frühere Oberreichsanwalt Dr. Ebermayer an, der bekannte Kommentator des Reichsstrafgesetzbuches. Durch das Schreiben des Preussischen Wohlfahrtsministeriums an den Ausschuss der Preussischen Ärztekammern ist zwar Verwirrung angerichtet worden, kann aber keineswegs ein jahrzehntelanges geübtes und allgemein respektiertes Gewohnheitsrecht gezeugnet, oder gar beseitigt werden.

Gefahren der Uebergangsjahreszeit!

Von Dr. med. L. Bonnin.

Es ist schon häufig darüber berichtet worden, daß besonders viel Menschen sich in den Uebergangswochen zwischen Sommer und Winter und auch im Frühjahr mißde und krank fühlen und besonders leicht zu Erkältungen neigen. Gerade für den Herbst, der ja jetzt eingekehrt hat, muß uns dieser Zusammenhang besonders wundern, denn man müßte doch eigentlich annehmen, daß der menschliche Körper durch die langen Monate der Sonne, die ja auch noch das wichtigste Heilmittel darstellt, kräftig und auch weniger anfällig wäre.

Wie kann man nun wissenschaftlich diesen scheinbaren Widerspruch erklären? Die Hauptursache ist sicherlich in dem wechselnden Luftdruck der Uebergangsjahreszeit zu erblicken. Unsere Blutgefäße nämlich stellen ein überaus feinnerviges Gebilde dar, das schon auf die geringsten Erschütterungen gewaltig reagiert. Während im Winter und Sommer der Luftdruck gewöhnlich gleichbleibt, schwankt er bei der wechselnden Witterung im Herbst und im Frühjahr ganz besonders. Heiße Sonnentage wechseln mit kalten Regentagen ab, und unser Blutgefäßapparat muß sich dauernd auf diese verschiedenen Einflüsse umstellen. Die natürlichen Kräfte, die uns allen innewohnen, ermöglichen zwar diese Umstellung, jedoch wird der ganze Mensch durch diesen Kampf besonders angegriffen und leicht empfindlich. Abgesehen von der dadurch bedingten Müdigkeit treten als Folgeerscheinung vielfach Erkältungen auf.

Trotz aller wissenschaftlichen Fortschritte können wir auch heute noch nicht sagen, woher die Erkältungen eigentlich kommen. Am wahrscheinlichsten erscheint noch die Theorie, daß durch häufigen, plötzlichen Wechsel der Temperaturen und des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft sich die Hautblutgefäße plötzlich zusammenziehen, um sich dann wieder ebenso plötzlich zu erweitern. Durch dieses Wechselspiel wird die normale Durchblutung der Schleimhäute geschädigt, und jedem äußeren Einfluß, der sonst ganz unbeachtet bleiben würde, ist mit allen seinen Schädigungen Tür und Tor geöffnet.

Diese Erwägungen haben nun nicht nur theoretisches Interesse, vielmehr sind wir durchaus in der Lage, wenigstens einige Ruhanwendungen aus ihnen zu ziehen. Vom Sommer her sind wir ja noch an die leichte Kleidung gewöhnt und wollen uns teils aus Bequemlichkeit — und heutzutage auch aus Ersparnisgründen — nicht so leicht von ihr trennen. Ein sinngemäßer Übergang zu wärmerer Kleidung wäre aber durchaus zu wünschen, weil ja durch diese einfachen Maßnahmen unsere Haut und unsere Blutgefäße in einem gewissen Zustand der Gleichmäßigkeit gebracht werden und dadurch von den oben beschriebenen Wechselwirkungen wenigstens einigermaßen verschont bleiben. Allerdings ist diese Vorsichtsmaßnahme, die so einfach klingt, gar nicht so leicht durchzuführen, da ja morgens beim Ver-

lassen der Wohnung schon ganz andere Temperaturen und Witterungsverhältnisse herrschen können wie im Laufe des Tages.

Andere Gefahren des Herbstbeginnes liegen allerdings auch in dem zu dieser Jahreszeit einkehrenden Heizbeginn. Man erkalte sich ja bekanntermaßen leichter durch einen Luftzug im Zimmer, als durch einen starken Wind im Freien. Während im Winter wohl sämtliche Geschäftsräume geheizt sind, zögern im Herbst, wo es noch nicht so kalt ist, so manche aus wirtschaftlichen Gründen mit der rechtzeitigen Erwärmung der Aufenthaltsräume, eine Sparmaßnahme, die sich später bitter rächen kann. Allerdings soll man auch nicht in den gegenteiligen Fehler verfallen und die Wärme in den Räumen übermäßig ansteigen lassen, da ja dadurch beim Verlassen der überheizten Räume eine nochmalige Umstellung des Blutgefäßsystems erforderlich wird, der wir ja gerade aus dem Wege gehen wollen.

Zum Schluß sei noch kurz auf die Darmtätigkeit hingewiesen, die im Herbst besonders häufig auftritt und wohl zum größten Teil auf den Genuß von ungesaltem Obst zurückzuführen sind. Ohne in übermäßige Bagatellen zu verfallen, sei doch darauf hingewiesen, daß auf der Oberfläche jeder Obstfrucht viele Millionen Bakterien sich nachweisen lassen, die durch einmaliges Abwischen oder Abwischen schon auf ein Minimum reduziert werden. Dieser einfachen Mühe kann sich auch der unterziehen, der aus prinzipiellen Gründen das Obst nicht immer schälen will, weil er glaubt, gleichzeitig mit der Schale auch die lebenswichtigen Vitamine zu entfernen.

Grippe-Zeit.

Sobald die regnerischen, nebligen Herbsttage kommen, hört man wieder ein Wort, das alle fürchten: Influenza. Das heißt, heute nennt man es meist Grippe, aber wer es hat, dem ist es einerlei. Ob Influenza, ob Grippe, der Zustand ist schrecklich!

Die große Grippe-Epidemie, die so viele Menschenleben forderte, liegt jetzt schon vierzehn Jahre zurück. Hätte damals der Krieg nicht alle Gedanken in Anspruch genommen, so würde man von dieser unheimlichen Epidemie noch viel mehr Aufhebens gemacht haben. In manchen Ländern wirkte sie sich verhängnisvoll aus. In England zum Beispiel wurden im ganzen Lande die Kirchen geschlossen, weil man Angst vor Ansteckung hatte. Die Krankenhäuser waren überfüllt.

Im Herbst 1918 hatte die Krankheit wohl ihren gefährlichsten Höhepunkt erreicht. Damals kam es oft vor, daß sie innerhalb achtundvierzig Stunden zum Tode führte. Allgemein wurde beobachtet, daß die kräftigsten Leute ihr eher zum Opfer fielen als die schwächlichen und alten.

Die Influenza ist bis in das Jahr 1910 zurückzuverfolgen. Damals ging sie von Rußland aus und verbreitete sich über ganz Europa. Überhaupt hat man festgestellt, daß

die großen Influenza-Epidemien immer von Osten nach Westen gehen.

Schlimme Influenza-Epidemien brachte auch das achtzehnte Jahrhundert, besonders das Jahr 1795. Damals brach die Krankheit nach einem sehr strengen Winter aus, und es wurden nicht nur Menschen, sondern auch Tiere von ihr befallen. Besonders die Pferde waren schlimm in Mitleidenschaft gezogen. Damals zerbrach man sich oft den Kopf über die Ursachen der merkwürdigen Krankheit, und ein Gelehrter schrieb: „Diese Epidemie ist augenscheinlich die Wirkung irgendwelcher unfehlbarer Eigenschaften der Atmosphäre, da sie sich mit erstaunlicher Schnelligkeit über Meer und Land verbreitet, unbeeinträchtigt durch Hitze oder Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit.“ — Eine interessante Feststellung macht ein anderer Gelehrter, der nämlich angibt, daß die schlimmsten Influenza- oder Grippe-Epidemien nach großen Eruptionen oder Erdbeben aufgetreten seien. Auch er meint, daß die Ansteckungskeime in der Luft liegen müßten, da zum Beispiel eine ganze Besatzung eines Schiffes oder die Bewohner einer Insel mit einem Schlag erkrankten. Er gibt einige Ratschläge, wie die Influenza zu bekämpfen sei, die noch heute nach mehr als hundert Jahren beachtenswert sind: Man soll die natürliche Kraft des Organismus stärken. Ein optimistisches Gemüt, gute, reichliche Nahrung, häufig Bäder, viel Trinkwasser helfen dazu, den Körper unempfindlich zu machen.

Im Jahre 1743 taucht der Name Influenza zuerst auf. Im Jahre 1918 soll die Influenza zuerst bei den amerikanischen Truppen in Frankreich aufgetreten sein, die sie „Drei-Tage-Fieber“ nannten. Die meisten Kranken waren nach vier oder fünf Tagen wiederhergestellt.

Es wird angenommen, daß die Grippe sich aus zwei verschiedenen Krankheiten zusammensetzt, nämlich der Grippe zunächst an einer einfachen Grippe leidet und dann von einem zweiten Bazillus angegriffen wird, der eine Blutvergiftung, und eine gefährliche Form der Lungenerkrankung hervorruft. Die schwere Form scheint vorwiegend bei kalter Witterung aufzutreten.

Wie verheerend die Grippe sich oft geltend macht, zeigt das Beispiel der Insel Sanitoro, die zu den Salomoineln gehört. Sie hatte im Jahre 1925 sechstausend Bewohner, dann brach eine Grippe-Epidemie aus, und heute leben nur noch fünfzig Menschen auf der Insel. Die Influenza ist also alles andere als eine harmlose Krankheit, und wir wollen nur hoffen, daß uns die nähere Bekanntschaft mit ihr erspart bleibt.

Neues vom Hören.

Die Hörfähigkeit des Älteren und Blinden.

Fast allgemein ist der Glaube verbreitet, daß mit dem zunehmenden Alter des Menschen auch seine Hörfähigkeit abnehme. Bei neueren Untersuchungen an Personen von 25 bis 65 Jahren zeigte sich aber, daß zwischen der Hörfähigkeit jüngerer und älterer Leute nur ganz geringe Unterschiede bestehen. Fast durchweg wurden die von einem eigens hierfür konstruierten Apparat in verschiedener Höhe hervorgeragten Töne der Oktave von den Versuchspersonen gleich scharf gehört; nur in einigen Fällen wurden gewisse Töne von den jüngeren Leuten etwas deutlicher wahrgenommen. Im Verlauf eines Gesprächs, bei dem sich Sprecher und Hörer nahe beieinander befinden, gab es überhaupt keinen Unterschied in der Hörfähigkeit, ebensowenig beim Anhören von Musik im Konzertsaal, mo auch die Ältesten sowohl Rhythmus wie auch Melodie genau so scharf wie die jüngsten Leute hörten, wenngleich die jüngeren meinten, die Töne etwas „glänzender“ zu hören. Im Theater dagegen zeigt sich, daß die älteren Leute einige Konsonanten etwas schwerer verstanden als die jungen. Im großen und ganzen aber liegen die Untersuchungen deutlich erkennen, daß die Hörfähigkeit von Menschen, zwischen denen ein Altersunterschied von rund vierzig Jahren besteht, nur sehr wenig verschieden ist.

Nach einem alten und sehr verbreiteten Volksglauben sollen Blinde immer schärfer hören als Sehende, während andererseits Taube wieder besser sehen sollen als normal hörende Menschen. Die vor kurzem in amerikanischen Blindenanstalten vorgenommenen Beobachtungen haben jedoch diese Annahme nicht bestätigt. Es zeigte sich vielmehr, daß blinde Menschen von Natur aus gar nicht immer besonders gut hören, ja sogar häufig schlechter als Normalmenschen, sie aber durch Übung des Gehörs, das heißt durch das scharfe, aufmerksame Hören auf jedes Geräusch ihr Gehör verfeinern, daß es sich schließlich wirklich besser entwickelt, als das Gehör des Sehenden. Bei den tauben Menschen verhält es sich ganz ähnlich. Auch sie schärfen durch ständige Übung ihren Gesichtssinn derart, daß sie im allgemeinen besser sehen als der normale Mensch, der auf keinen seiner Sinne besonders achtet.

Gesundheit und Krankheit.

Von Fr. Schröghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Wann ist der Mensch gesund? Wenn er seinen Körper nicht spürt.

Wie die Krankheit eine Last, so ist die Gesundheit eine Lust. Urzustand des Lebens, Normalzustand des Menschen mit aller Geschöpfe: Und er sah, daß es gut war.

Gesundheit hängt zweifellos mit Sinn und Gesinnung zusammen. Der Gesunde ist stets wohlgefunnt: „himmlisch jauchend.“ Sein ungeschwächter Sinn ist weltweit offen: „Seid umschlungen, Millionen!“

Ruhe und Kraft, Friede und Freude, Güte und Barmherzigkeit — wo sie sind, ist alle Gesundheit.

Mitleid ist recht, aber höher steht Mitleidsfreude. Denn diese offenbart den tiefsten Grund aller Gesundheit: den Einklang mit dem geistigen Weltgesetz, das auf Freude gestellt ist.

Gesundheit ist die erste soziale Pflicht. Das sollten sich vor allem die Staatsmänner und Politiker merken.

Gesundheit ist der Sinn der Schöpfung. Wie könnte sie sonst gut sein? Wer gegen diesen Sinn der Schöpfung verstößt, jündigt. Jede Krankheit geht auf Sünden zurück, sei es auf eigene, oder auf Sünden der Väter.

Das Zauberwort zur Gesundung heißt: „Ich will“

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 291.

Sonntag, 23. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich war es nicht immer, Hede“, erwiderte er, „ich habe mit festem Willen oft gegen diese Schwäche losziehen können. Im Feldzuge hat ein Aufladern — ein Aufladern seelischer Stärke mir über die schrecklichsten Stunden fortgeholfen. Und dann kam bei einem leichten kleinen Überfall ganz plötzlich ein Augenblick, da ich wild schreiend fehrtmachte und davonlief. Ein jähes Verjagen.“

„Nicht aus Feigheit.“

„Nein — ich fühlte nur, ich war feige, ohne es zu wollen. Das gab mir einen inneren Ruck und ich riß mich wieder zurück. Wieder zurück — es was so, daß ich die feste Absicht hatte, mich von neuem in das Gefechtsfeuer zu stürzen, aber da hatten mich schon ein paar Kameraden gepackt und schleiften mich schimpfend in unsern Graben.“

Sie hörte kühl und aufmerksam zu. „Flucht vor dem Feinde“, sagte sie, „wurdest du bestraft?“

Er schüttelte den Kopf. „Schlimmer noch, Hede! Der Arzt fahelte von konstitutioneller Nervenschwäche, ich wurde schließlich als kriegsdienstuntauglich entlassen. Glaube mir nur — ja, du kannst mir schon glauben, daß ich das als Schmach empfand, ich sah immer die grinsende Feigheit hinter mir und war doch nicht feige, und es bedurfte bei Gott einer gewaltigen Willenskraft, mich vor dem Zusammenbruch zu retten — und schließlich in der Stille meiner Kanzlei ein pflichtgetreuer Alteneusch zu werden.“

Ihr Herz ging noch immer nicht mit ihm, sie suchte nach einem Näherkommen und fand nicht die rechten Wege.

„Willenskraft“, wiederholte sie. „Du hast sie also — zeig sie mir doch!“

Das verschüchterte ihn wieder. „Gewiß, daß ich sie habe“, erwiderte er, „aber immer nur, das ist es, bei großen Entscheidungen. In der Kleinheit der Dinge wird auch der Wille schwach.“

Hui, da flog ihr Kopf in den Nacken. „Kleinheit der Dinge“, rief sie, „ja Arthur, nun verstehe ich dich in der Tat nicht mehr! Ist eine Heirat nicht der bedeutungsvollste Lebensabschnitt? Stehst du auch jetzt nicht wieder vor einer großen Entscheidung? Herrgott, ich muß einmal davon sprechen, wenn es auch hart klingt.“

„Nichts aus deinem Munde klingt hart für mich. Aber Hede, ich hänge von anderen Gezeiten ab als du, in allem, in allem. Der Verlauf meines Lebens verfiel sich in der Kleinheit, weil — weil ich dem Großen aus dem Wege ging. Auch dem Großen in der Empfindung. Hede, ich muß es dir sagen: du bist meine erste Liebe, und mehr — das erste Weib, das als etwas ganz Neues und Ungewohntes in mein Leben tritt. In ein gedämpftes, in sich gefehrtes Leben — mit Gefühlen, die...“, schwer kamen jetzt die Worte von seinen

Lippen und klagend wie von einem weinenden Kinde... „die mich aus dem Gleichgewicht bringen — vor denen ich mich scheue und ängstige...“

Da horchte sie auf, lauschte nun auch mit dem Herzen. War das zum Lachen? Ach nein, es war blöde, weil es so ernst gemeint war. Sie standen jetzt am äußersten Rande des Plateaus, den blinkenden Eisdecken des Hochjochs gegenüber, der steilen Westwand des Mönchs und den zerklüfteten Gletschertiefen des Guggifels wie auf Wurfweite nahegerückt.

Kinnich hatte die Schneebrille unter die Gläser geschoben, die er immer trug, und nahm nun beide Brillen ab. „Jetzt bin ich so gut wie blind“, sagte er. „Laß mich allein weitergehen, immer geradeaus, dann verschwinde ich irgendwo, und du bist mich los.“

Der gesunde Instinkt Hedes empörte sich gegen den tragischen Ton. Sie trat dicht vor ihn hin, als wollte sie ihn vor einer Unsinnigkeit schützen, und entgegnete schroff: „Arthur, ich bitte dich, spiel mir keine Komödie vor! Du spielst auch mit dir Komödie. Du lebst in Vorstellungen, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben — jawohl, die wirklichkeitswidrig sind und ohne vernünftige Logik. Es ist doch verrückt, wenn du mir jetzt zu verstehen gibst, du wolltest dich schlankweg in den nächsten Abgrund stürzen. Warum denn um Gottes willen?“

Nun geschah etwas Unvorhergesehenes. Er sank vor ihr in die Knie und stöhnte: „Weil ich unglücklich bin, Hede! Hab doch Erbarmen!“

„Steh auf!“ sagte sie. „Es ist gut, daß diesen Kniefall im Schnee kein anderer beobachten kann. Arthur, auch das ist nur ein Stück Komödie — von vorgestern. Du bist gar nicht unglücklich, du bildest es dir nur ein. Und das ist keine Schmeichelei für mich. Im allgemeinen zählt man ja wohl die Verlobungszeit zu den glücklichsten Stunden und Wochen.“

„Bist du denn glücklich?“ fragte er, während er sich den Schnee von den Beinkleidern klopfte.

„Arthur, wie kann ich das sein!“ rief sie. „Du quälst mich ja unausgesetzt mit deiner Schmachtlappigkeit!“

Das war ein derbes Wort, vor dem sie fast selbst erschraf. Er hatte seine Brille wieder aufgesetzt, die für den Schnee hatte er verloren. Er starrte sie an, aber anders als sonst. Er schaute sie an, als sehe er sie zum erstenmale vor sich: klein, fest und straff gegliedert, Puppe mit Muskeln und Sehnen und gefunden Nervenfäden, mit frischem, liebem Gesicht, in dem ein Paar blaue Augen standen, die nicht immer sanft und milde, sondern gelegentlich auch wie mit Hieb und Stich um sich gucken konnten. Dann wurde ihr Blick dunkel und gläsern und sprang zornig vor.

Kinnich starrte sie noch immer an, und es war gerade, als risse ein Schleier vor seinem Gesicht. Seine Arme schlenkerten hin und her, und plötzlich war er mit einem Satz dicht vor ihr, packte sie, umschlang sie,

Drückte sie ungestüm an sich, wortlos und wild, und küßte sie lange und leidenschaftlich.

Sie war so unvorbereitet diesem jähen Angriffssturm gegenüber, daß ihr fast der Atem verging. Er hatte auch gehörig zugegriffen, wie der Seeräuber nach seiner Beute, wie der Kanonier nach seiner Zette, aber selbst in der Gewißheit einiger blauer Flecke schrie sie weder „Au, au!“, noch wehrte sie sich, nur mußte sie erst ein wenig verpusten, als er sie endlich losließ, gleichsam hilflos vor ihr stand, knallrot im Gesicht und leise stammelte: „Entschuldigung . . .“

Sie lachte fröhlich: „Bitte sehr“, rief sie, „ich hab's nicht übelgenommen. Nun sag bloß, wie bist du denn so auf einmal zu der Offensive gekommen?“

„Mir war so — ich weiß nicht —, du gucktest mich so verächtlich an. Und auch den Schmachtlappen wollte ich mir nicht gefallen lassen. Da kam es über mich.“

„Es schadet nichts, laß es nur ruhig manchmal über dich kommen. Nun gib mir noch einen guten Kuß, so wie vorherin — geniere dich nicht, es sieht kein Mensch, nur ein Kohlrabe fliegt über uns oder ein Adler — wir sind allein mit der Mutter Natur.“

Ein frohes Sinnenleben strahlte aus ihren Augen, und er — wie geschah es? — war wie verwandelt. Als habe er eine Krisis überwunden, als sei er von einer Minute zur andern zu neuem Leben erwacht. Wieder umfaßte er sie, ganz im Bann ihrer erquicklichen Frische, und küßte und küßte sie und hatte das Gefühl, als klopfe sein Blut rascher in den Pulsen und als hüpfte sein Herz einen Matentanz.

„Halt“, rief sie aufatmend, „nun genug! Nun weiß ich, daß ich dich habe, du blasser Statistiker . . .“ Ein paar Skifahrer glitten über den Schnee . . . „Gib mir den Arm, wir wollen gestittet zum Berghaus zurück und auf den glücklichen Schred hin einen Schlud Selt trinken. Ach nein, du bist ja Abstinenzler!“

„Ich kann's immerhin versuchen“, sagte er aufgemunter. „Wir wollen unsre Verlobung feiern, da brech' ich die Abstinenz . . .“

Die Skifahrer jauchzten ihnen entgegen, er jauchzte zurück. Dann knüpfte er vorsichtshalber die leder gewordenen Bindfäden um seine Hosenbeine wieder schneefest und nahm ihren Arm. —

Inzwischen legten Jutta und Caylus voller Seligkeit auf ihren Brettern über den Hang. Der Juli war schon vorüber, in dem sich die Skiläufer in Massen auf dem Jungfrauojoch zum Sommermeeting versammelten und an der Gletscherschanze die berühmten Sprungkonkurrenzen stattzufinden pflegten, aber diesjährig war auch noch im September die Schneelage so ausgezeichnet, daß eine ganze Spurkolonne sich den beiden vorschob, der man nur zu folgen brauchte — der Weg war übrigens sowieso nicht zu verfehlen.

Es war so, als habe eine kühle Brise sich aufgemacht, aber in der ewigen Sonne wirkte sie erfrischend, und nicht das kleinste gefährdende Wölkchen stand am Himmel. Und dazu der wundervolle süßrige Firnschnee, auf dem man ohne große Anstrengung im Schuß bleiben konnte. Die Bretter des Grafen waren neu, nicht recht gewachst und gefettet, auch ein wenig zu schmal, er mußte sich erst „einklaufen“, im Gleitschritt ging es, aber beim Aufstieg machte es anfänglich eine kleine Mühe, die Stöcke arbeiteten mit — ein verfehlter Grätensschritt, bums! lag man im Schnee, hupp! wieder auf unter dem Glodenladen Juttas. Sie war geübt, hatte unter einem gestrengen Lehrmeister alle Feinheiten des Skisports gründlich erlernt, und es freute sie, sich vor dem Onkel Sigtus in ihrer Kunstfertigkeit zeigen zu können, und da sie immer voran war, so hatte er wiederum ein ästhetisches Vergnügen an ihrer Gewandtheit. Während er bei rinnendem Schweiß wie wütend bergan stampte, gestützt auf seine Bambusstöcke, stieg sie leicht in Serpentina und in gleichsam mühelos vorwärtstrebendem Treppenschritt höher, den Oberkörper ein wenig geneigt, verstand sich auch durch geschicktes Hochreißen der Stier und gleichzeitige Körperdrehung auf die Schwierigkeit des Wendens — das war sehr hübsch für den Beobachter und sein künstlerisch geschultes Auge. Es sah reizend aus bei der Geschmeidigkeit ihrer jungen

Glieder, aber er versuchte vergeblich es nachzumachen. Zumal beim Wendens lag er sofort auf der Nase, er war schon völlig in Schnee gehüllt, weiß umrieselt, immerhin purzelte er sich langsam auf die Höhe, setzte sich hin, schnaufte und sagte kurzatmig: „So weit wären wir ja nun, Jutta. Fünf Minuten Pause, dann sollst du mal sehen, mit welcher elegantem Telemark ich abwärts rutsche . . .“

Eine kleine Gruppe von Skifahrern hatte schon vor den beiden das Joch erreicht, auch Dilettanten im Sport, das sah Jutta sofort, ein dicker Herr ließ seinen Krimstecker wandern, mit „Ah!“ und „Oh!“ und „wonderful indeed!“ beäugte man das blanke Schneefeld, Schredhorngruppe, Jungfrau und den Pyramidenbau des Großen Biescherhorns. Dann nahm der dicke Herr einen Schlud aus seiner Feldflasche, die Dame ein Pfefferminzplätzchen aus ihrer silbernen Dose, ein dünnbeiniger Jüngling versuchte im Überschwang der Begeisterung ein mitschwingendes Jodeln, und hierauf schoß die Gruppe die Mulde hinab, der dicke Herr als letzter, sofort in Streitlust mit seinen Brettern, sanft hinfallend, weitergleitend, sich aufrichtend, abermals Platz nehmend und so fort in gefälliger Abwechslung, bis er für die Nachschauenden kleiner und kleiner und schließlich ein rollender Punkt auf der schiefen Ebene seines Ehrgeizes wurde.

„Bravo!“ rief Jutta ihm nach. „Onkel Sigt, der ist dir noch über in der Meisterschaft des Wettlaufs. Willst du nicht aufstehn, du frierst sonst an. Jetzt kommt ja die Hauptsache. Aber kümmer dich nicht um mich, ich bitte dich, ich kenne den Abstieg und laufe vorweg, Gefahr ist nicht vorhanden, und das Windchen hab' ich im Rücken. Unterwegs warte ich auch mal auf dich — Skiheil!“

„He, holla!“ rief er, „nicht so eilig!“ — und fuhr auf, daß der Schneestaub um ihn pulverte. Aber sie war schon im Ausfallschwung, den man in der Skisportsprache den „Telemark“ nennt, von leichter Hochstellung ausgehend, locker in den Knien, die Schneeschuhe dicht nebeneinander, die Stöcke fest unter den Schlaufen, nach hinten gehalten — „addio, Sigtus!“ . . . „Dolles Mädel, dachte Caylus, ich wollt', ich wär' zehn Jahre jünger . . .“ Aber zum Nachspüren dummer Gedanken keine Zeit. Er mußte flugs hinterher, er wollte sie nicht aus den Augen verlieren, man hatte ja nicht einmal einen Führer zur Seite. Elegant war sein „Telemark“ nicht, es kam nicht darauf an. Er war im Zug, er lauschte ihr nach, manchmal schienen die Bretter schneller laufen zu wollen als die Füße, aber er blieb in der Fahrtrichtung und gewann an Sicherheit, die Steile nahm er in Hochstellung, ein Stück Vereisung in breitspuriger Haltung. Nur immer vorwärts, nur immer ihr nach. Er sah das kleine Fingerringchen noch deutlich, obgleich unter stärker werdender Windung die obere Schneeschicht leicht zu wirbeln begann — ah ja, er sah sie schräg unter sich, wie eine Schwalbe huschte sie hin und her, zuweilen travestierend, aus bestimmten Gründen oder in spielerischer Laune, zuweilen im Ausfallschritt, lantend den einen Ski, den andern frei in der Luft, und dann rasch wieder herannahend — als tanzt sie. Über eine winzige Hebung, eine Schneewehe, schoß sie hinweg — Caylus sah, eine Sekunde hing sie wie in der Schwebe, und dann verschwand sie.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Ströme.

Feierlichkeit der großen Strombegegnung!

Wenn Fluß in Fluß drängt und sich strubelnd mischt,
Bis einer sich des Unterganges Segnung
Stumm hingibt und im Größeren erlischt.

Daß seine Wasser, Lava und Basalt,
Das lichte Seladon der fremden Flut
Durchdringen, und nun einig, Blut in Blut,
Ein neuer Strom — ein Sohn — von hier an wallt
Ina Seidel.

Der Bürger.

Eine soziologische Studie von Carry Brachvogel.

Der Bürger — Kraft lang aus seinem Namen und Würde hält ihn ein. Erhobenen Hauptes ging er durch die Stadt, die zugleich seine Mutter und seine geliebte Tochter war. Er hatte sie befestigt, mit Wall und Mauer umgürtet, hatte ihr den Dom und das Rathaus gebaut, den Gewerbesleiß gewekt, das Handwerk zur Kunst erhoben, die geliebte Tochter weitsehenden Blickes und kühner Hand den Lebensinteressen fremder Völker vermählt. Er war es, daß sie bald „die Schöne“, bald „die Reiche“, bald „die Goldene“ hieß.

Der Krieger mochte dem Feind, der Landmann dem Hunger wehren, der Bürger aber wehrte dem Chaos menschlicher Begierden und reißender Selbstsucht. Er war der Mann der Ordnung, der Sicherheit, der Gesetzmäßigkeit, der Gerechtigkeit. Selbst wenn er Fürsten und Kaisern Trost bot, geschah es nicht um blutiger Vorbeeren oder Gewinns willen, sondern um Rechte zu verteidigen, die dem Bürger ebenso heilig waren wie die Pflichten, die er voll Stolz erfüllte, weil sie ihm das Recht gaben, sich „Bürger“ zu nennen.

Zuweilen bot der Bürger, den Fürsten und Kaisern Trost, häufiger aber bot er ihnen Geld. Die Geschichte vom Fugger, der mit nobler Gebärde einen Schuldschein Karls V. verbrannt haben soll, wird allerdings wohl eine Legende sein, es wäre denn, daß der geschäftstüchtige Fugger erkannt hätte: „Dies Geld sehe ich ohnehin nie wieder!“ Immerhin kennzeichnet solche Legende die Machtstellung, die das Großbürgertum einnahm, und mehr noch als der angeblich eingeschickte Schuldschein bewiesen es andere Bürger, — die Welfer — die als erste Deutsche ein überseeisches Kolonialreich — Venezuela — begründen wollten. Als Pfand für einen gewaltigen Goldschatz, den sie Karl V. vorgestreckt hatten, war es ihnen unter schweren finanziellen Bedingungen überlassen worden und wenn sie es auch vor der spanischen Übermacht und Eifersucht zu halten vermochten, und wenn auch ein Welfer drüben hingerichtet wurde, so mindert dieser Verlust an Land und edlem Blut nicht das Verdienst, das dies Bürgergeschlecht sich um den deutschen Kolonialgedanken erworben hat.

Mächtiger noch als süddeutsche Patrizier ragten die Bürger der nordischen Hanse, sandten ihre Frachten nach allen Küsten und Zonen, ließen durch ihre Flaggen auf allen Meeren verkünden, daß Deutschlands Bürger nicht nur der Mann der Ordnung, Gesetzmäßigkeit und Gerechtigkeit, sondern auch ein Welthändler war.

Auch nach dem Westfälischen Frieden, der Deutschland zerfeilt, verarmt, entvölkert, als Spielball fremder Herrscherlaunen ließ, ruhte die stille zugehende Kraft des Reiches in seinem Bürgertum. Freilich wurde notgedrungen das Format des Bürgers jetzt kleiner, denn wo die Macht fehlt, müssen die großen Gesichtspunkte verkümmern. Doch immer noch wehrte der Bürger dem Chaos, war stolz auf seinen Stand und wollte nichts sein und scheinen als er war.

Nicht mit dem gesättigten pathetischen Stolz des *civis romanus* bekannte sich der deutsche Bürger zu sich selbst, doch er tat es mit fester Bescheidung und dem Gefühl, daß immer noch, wie klein sich auch die Verhältnisse gestaltet haben mochten, er das Fundament schützte, auf dem der Staat ruhte. Für den Glanz aber, den das äußerlich verarmte Leben ihm nicht mehr bieten konnte, tauschte er einen anderen ein: eine flammende, hochgenutete Dichterjugend trat für ihn in die Schranken, warf für ihn einen bevorzugten Kasten den Fehdehandschuh hin und schuf aus seinem Geschick den bürgerlichen Drang.

Fast gleichzeitig erscholl auch über den Rhein, aus Frankreich her, als trotziger Jubelnder Programmruf das Wort „Bürger“. Keinen höheren Titel sollte es laut neuer Weltordnung künftighin mehr geben. Keiner sollte mehr sein können, als eben ein „Bürger“. Französische Prinzen von Geblüt waren stolz darauf, sich zu diesem Namen zu bekennen; Graf Salm, Karl von Hessen, der feierliche Baron Cloots und manch anderer eilten nach Paris, um „Citoyen“ zu werden.

Deutsche Bürger empfangen bewegt das Ehrenbürgerrecht der jungen Republik, das sie freilich zurückgaben, als die Hände, die es verliehen, mit Königsblut besudelt waren...

In unzählige Vaterländchen zerrissen, sah Deutschland, wie über Preußen der ungeliche Tag von Jena heraufstieg. Was geschahen war und was zu geschehen habe, verkündete der Minister, Graf Schulenburg, durch Maueranschlag den Berlinern: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf.“

Selten hat eine Regierung mehr Vertrauen zu einem gesunden Bürgerstimm bewiesen, als in diesem Erlaß liegt, aber spätere Generationen haben ihn nicht genug verpöten, den Bürger eben um des ihm bewiesenen Vertrauens wegen nicht genug beweiheilen können. Der Wortlaut wurde schnell in „Ruhe ist die

erste Bürgerpflicht“ verballhornt, wurde in dieser neuen Fassung als Spruchband philiströser Anglistik ausgeführt, galt als der Maulkorb, der dem Bürger ein für allemal verwehrte, den Mund aufzutun, wenn eine hohe Obrigkeit geredet hatte. Diese höhnennden Generationen hatten eben nur gewonnene Bataillen erlebt, nicht aber, wie es im Lande aussieht, wenn nach verlorenen die erste Bürgerpflicht nicht erfüllt wird.

Am Ende war aber aus unzähligen Vaterländchen doch ein einziges, mächtiges Vaterland entstanden und mit ihm wiederum ein Großbürgertum, das seiner erlauchten Vorfahren würdig war. Wiederum verkündeten die Handelsflaggen auf allen Meeren, die Unternehmungen in allen Zonen, daß das Geschlecht der Hanse, der Welfer, der Fugger überall in Deutschland lebte und die ganze Welt mit dem Kabelnetz seiner Tüchtigkeit und seiner Leistungen überzog. „Heimlicher König“ pries er sich, wenn man diesen und jenen, und als wäre er in der Tat ein König, lehnte manch einer der Gepriesenen oder Geschloffenen das Adelsprädikat ab, das ein Landesheerr ihm verleihen wollte.

Doch neben solchem Großbürgertum waren in dem neuen Reich auch neue Kräfte und Mächte emporgewachsen, und „Bürger“ war ein politisches Schlagwort, wenn nicht gar ein politisches Schimpfwort geworden. Außerhalb der Politik hieß jetzt der Bürger mit Vorliebe „Spießbürger“, und dies Wort machte den Mann der Ordnung, der Gesetzmäßigkeit und der Gerechtigkeit unsicher, ängstlich, veranlaßte ihn seine langegehegten Ansichten und Grundsätze zu revidieren. Er wollte nicht der Mann mit dem Spruchband „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, nicht der Maulkorb-Mensch sein, der sich zu duden und den Mund zu halten hatte, wenn eine hohe Obrigkeit sprach, er wollte modern sein, allen gefallen, und darum begann er nach rechts und nach links zu schielen, wollte bald als Kavaliere, bald als Befürworter neuer Dogmen betrachtet werden, und merkte in diesem Bestreben nicht, daß er seinen alten Wert verlor, ohne einen Gegenwert einzutauschen.

Mit dem Schielen nach rechts hatte er insofern Glück, als er, wenn auch nicht in preussischen Eliteregimentern, so doch auf den Sportplätzen der vornehmen Welt als vollwertig angesehen wurde. Von links aber wollte kein Beifall, keine Verbrüderung kommen, und eine literarische Jugend, weniger flammend und hochgenut als jene, die das bürgerliche Drama geschaffen, beschäftigte sich eifrig und erfolgreich mit der Burleske des Bürgers, der nicht mehr der Held ihrer Werke war, sondern der Handschuh, der zur Belustigung der Zuschauer weiblich verpöten und verprügelt wurde, dem man unablässig vorhielt, wie überlebt, aber nicht widerwärtig die ganze Tradition war, auf der er fußte; als Jammerring stand er auf der Bühne, trat er aus dem Buch, dem Wipblatt heraus, war immerfort „das Niemand“, wie man in Süddeutschland sagt, „der Rebbich“, wie es im Theaterjargon heißt.

Wie benahm sich nun der Bürger in der neuen Rolle, die ihm aufgedrängt wurde?

Die Angst vor dem Begriff „Spießbürger“ war so groß, daß er lieber mitlachte, mitlachte, wenn seine Ehrbarkeit, sein Rechtlichkeitsgefühl, sein Familiensinn, sein sauberes Haus verpöten wurden, und er sah nicht, daß er seinen eigenen Fall, sein eigenes Leidenbegängnis bejubelte.

Als dann wiederum eine Bataille verloren war, und es wiederum hätte heißen müssen, „Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht“, da stand der Bürger verdutzt, eingeschüchtert, rechnete sich mit echt-deutscher Flagellantenlust das eigene Sündenregister vor, fragte gar nicht erst, ob die Sünden anderer nicht schwerer wägen als die eigenen, sondern fand, daß das Strafgericht mit vollem Recht über ihn hereinbräche.

So war es eine geraume Zeit, allmählich aber will der Nebel weichen, der so viele kluge, bürgerliche Köpfe verwirrte. Schon bekennet man wieder: lieber Spießbürger als Zigeuner, und man legt dies Bekenntnis ab, weil man eingesehen hat, daß ein kleiner Einschlag von Spießbürgertum fast ebenso nötig ist, wie der Schuß Champagner, den Bismarck jedem Deutschen in 8 Blut wünschte. Dies Stüdchen Spießbürgertum ist dem Wesen des Bürgertums ebenso notwendig, wie dem menschlichen Körper ein Stüdchen Schilddrüse, — deswegen braucht man noch keinen Riesentropf spazieren zu tragen, oder, mit gigantischen Scheuklappen versehen, auf allen Gebieten Richturmpolitik zu treiben.

Abzulegen wären für Unstärker und Spötter vermutlich all unsere Großen Spießbürger gewesen, denn sie alle waren Männer der Ordnung, der Gesetzmäßigkeit, der Gerechtigkeit, — also Bürger im entschiedensten und besten Sinn.

Deutscher Bürger erinnere dich ihrer und deiner Vorfahren. Zerklage den sogenannten „Spiegel der Zeit“, der dir deine Karikatur zeigen soll und erkläre rund heraus, daß die „Niemande“ ganz so anders zu suchen sind, als in deinen Reihen. Dann wird dir die Zukunft gehören, wie dir eine stolze Vergangenheit gehört hat.

Die Parabel vom planetarischen Karussell.

Von Max Hayek.

An einem sonnenhaft warmen Abend des frühen September ging ich eink mit einem Freunde in den Wiener Prater. Wir wollten dort in einer der Gastwirtschaften der Hauptallee zu Abend essen und wählten den Weg durch den sogenannten „Büchelprater“, den klassischen Ort der Volkabelustigungen, dessen schon Goethe Erwähnung tat. Dieser Wiener Büchelprater ist inzwischen eine sehr antiquarische Angelegenheit geworden, ein lärmender, von entsetzlichen Vielzulaufpredigern durchtobter Rummelplatz, den Grottenbahnen, Toboggans, Karussells, Schau- und Schießbuden aller Art grauhaft beleben, aber als mein Freund, ein junger Mann und Schauspieler dazu — gerade gestern erst hatte er Karl VII. in der Jungfrau „von Orléans“ gespielt — ja, als mein junger Freund zu dem vertauschten Karussell kam, das man das planetarische Karussell nennen könnte, weil es diejenigen, die mutig genug sind, die Fahrt zu wagen, wie Planeten frei in der Luft um einen vertikalen Mast wirbeln läßt, konnte er, der eine ausgesprochene Reizung für die Luftschiffahrt hat, der Verlockung nicht widerstehen, das gefährliche Behältnis zu besteigen. Er trat zur Kasse, erlegte 20 Groschen österreichischer Währung und setzte sich in eine der Gondeln, die sich alsbald in Bewegung setzten, hoch und höher hob und so die Wunder der Zentrifugalkraft mit erschütterndem Gewalt demonstrierte. Denn mein Freund lag nun, mit den Händen die Seile umklammernd, die von der Gondel zu dem vertikalen Mast führten, fast waagrecht in der freien Luft und wurde zirkular herumgeworfen, daß es seine Art hatte. Ja, so saß ein Ball, den man an einer Schnur befestigt und kreiseln läßt, um das Zentrum.

Ich stand als Zuschauer nächst diesem planetarischen Karussell und bewunderte und beneidete meinen jungen Freund, der da in rasender Rundschrift an mir vorüber hoch durch den Raum flog und das Gefühl haben konnte, Mars zu sein. Und er hatte auch wirklich etwas von der Natur dieses unvorsichtigen Jünglings der Antike. Und als die Fahrt, die ein unbarmherziger Leierkasten mit leidenschaftlicher Musik begleitete, endlich langsamer wurde, winkte mir mein Freund im Vorübergleiten fröhlich zu, er ließ seine Beine spielerisch baumeln, entstieg zuletzt der Gondel und kam wieder zu mir herab. Aber noch ehe ich ihm meine Bewunderung und meinen Reiz gestehen konnte — denn meine Nerven wären einem so höllischen Vergnügen kaum gewachsen gewesen — sagte mir mein Freund, indem er sich den kalten Schweiß von der Stirne wischte: „Erlaube, daß ich mich an dich lehne — mir ist übel — ich werde heute kaum noch etwas essen können!“ Und sein Gesicht war wachsbleich und er machte den Eindruck eines Seeranken. Und die Seerankenheit ist bekanntlich jene Krankheit, bei der ein Mensch fürchtet zu sterben und zugleich fürchtet, am Leben zu bleiben. Und mein junger Freund stützte sich auf mich und erholte sich allmählich und eine Stunde nach der Fahrt auf dem planetarischen Karussell war er auch wieder so weit, um etwas essen zu können. „Als die Fahrt begann“, gestand er mir, „wollte ich schon brüllen: Aufhören! Aber es war nichts mehr zu machen! Ich mußte mich herumwirbeln lassen, daß mir das Hören und Sehen verging! Und ich habe dir nur zugewinkt und mit den Beinen gebaumelt, weil ich mich als Selben zeigen wollte. In Wahrheit rief ich auf diesem verdammten Kreisel alle Heiligen um Beistand an!“ Und mein junger Freund sah an diesem Abend besonders viel, denn er erklärte, nach dieser Fahrt, die er im Leben niemals wiederholen wolle, der Stärkung und Wiederherstellung besonders zu bedürfen. Und ich zeigte Verständnis für seinen Zustand. Denn ich hatte ihn durch den Raum wirbeln gesehen und mir vorgestellt, daß bei mir, falls ich die Torheit beging, eine solche Rotation mitzumachen, das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst gekehrt werden müßte. Und daß meine Laufbahn als Dichter und Schriftsteller jedenfalls beendet wäre, weil mich eben entweder schon während einer solchen Fahrt oder doch knapp nachher ein zureichender Schlag erledigen würde.

Aber als ich in diesen Tagen wieder an die Fahrt meines Freundes auf dem planetarischen Karussell dachte, ging mir die parabelhafte Bedeutung des tragikomischen Erlebnisses auf.

Denn es gibt im Leben genug Leute, die wir, schlichte Zuschauer, bewundern und vielleicht sogar beneiden, wenn sie dort oben in der freien Luft eines scheinbar heiteren Glades herumwirbeln und uns wohl auch leutselig zuwinken, wenn sie vorüberkommen. Doch die in Wahrheit alle Heiligen anrufen, weil ihnen dort oben bei aller Heiterkeit angst und bange ist und die erst glücklich wären, wenn sie wieder festen Boden unter den Füßen hätten. Ja, wenn sie erst wieder bei uns ständen, die unten blieben und die närrische Fahrt nicht mitmachen wollten.

Kleines Schicksal.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

Heute sah ich im Schaufenster eines Trödlers ein Paar kleine Mädchenschuhe, alt, verstaubt und schiefgetreten. Ein Paar sehr kleine Schuhe. Hier in einem Laden der großen Stadt, die ich so gut kenne und die ein großes und gefährliches Raubtier ist. Diese Schuhe könnten eine Geschichte haben...

„So, Fräulein“, sagte die Stimme aus dem Klubjesset, „Sie können jetzt gehen...“

Die Schreibmaschine hämmerte nicht mehr.

Ein Paar kleine Schuhe rieben sich unter dem Schreibmaschinentisch vergnügt aneinander. Schwarze Wildleder Schuhe. Oben schnappte der Maschinendeckel zu. Schwarze Stoffärmel wurden abgestreift und sorgfältig gefaltet. „Guten Abend“, sagte jemand. Dann ging leise die Tür, ein Paar kleine Schuhe klapperten fünf- undvierzig Treppen hinunter, hinein in das strahlende Goldgrau des Herbstabends.

Ein Paar kleine Schuhe liefen durch eine Allee des Tiergartens: Aber hingestreute Kastanienblätter, die aussahen wie goldbraune Hände und bald darauf von der schnellen Dämmerung verschluckt wurden. Immer schneller, leichter liefen sie und es war ihnen deutlich anzumerken, daß sie das Fahrgeld sparen wollten. Die zarten Fesseln über den Ballriemen bogen sich elastisch, vorwärts-schnellend durch den Abend, getrieben von Freude.

Es brante kein Licht in einem Hausflur in Altmoabit und sie stolperten die Treppen hinauf, fünfundblechzig Treppen. Sie stolperten immer wieder, aber sie merkten es nicht, die närrischen Kleinen und die dunkele, knarrende Holztreppe erschien ihnen wie eine goldene Leiter, wie eine richtige Himmelsleiter. Ganz oben unter dem Dache erklang die Stimme des jungen Mannes, als sie behend über die Schwelle sprangen. Natürlich sagte die Stimme dies: „Ich habe dich schon so sehnsüchtig erwartet. Endlich bist du da.“

Das war nicht sehr geistreich. Aber diese beiden Menschen waren nicht geistreich, sondern jung. Dieser junge Mann besaß auch eine alte Schreibmaschine. Er ging in der Stube auf und ab und distillierte Geschichten, die kein Zeitungsredakteur lesen wollte, indem er hoffte, Geld damit zu verdienen. Und die Maschine klapperte die halbe Nacht hindurch. Zwei gehorame kleine Schuhe preßten sich fest aneinander unter dem wackeligen Holztisch, so fest, daß es schmerzte, um die Müdigkeit zu bekämpfen.

Nachts, gegen ein Uhr, liefen die Schuhe durch das Brandenburger Tor. Nicht mehr so leicht wie vor einigen Stunden, aber immer noch fleißig und ergeben. O, sie waren müde geworden. Viele elektrische Bogenlampen funkelten unter den Linden. In den Schaufenstern der Friedrichstraße waren Kleider, Hüte und weiche Pelzmäntel ausgestellt; die neue Wintermode. Mädchen mit bemalten Gesichtern standen wie gewöhnlich an den Ecken, seltsame Männergestalten streiften vorbei. Eilig liefen die Schuhe.

Oben im Norden wird in einem ganz kleinen Zimmer ein Licht angezündet. Kleider, Wäsche, häufig abgestreift, fallen achtlos über einen Stuhl. Dann wird es dunkel. Ein Paar kleine Schuhe stehen allein in der pulsierenden Dunkelheit und ruhen sich aus.

— Treppauf, treppab, — durch die Straßen, über das Herbstlaub, durch den Schnee. Diese Lebensweise ist nichts für Schuhe. Erst recht, wenn sie so zart und klein sind, wie Puppenstiefel! Man wird nicht alt dabei. Treppauf, treppab. Der Morgen kommt brüllend in der großen Stadt, brüllend, polternd und trachend. Wie Kanonendonner einer Schlacht. Ein kurzer, todes-tiefer Schlaf wird erdarmungslos abgebrochen und diese kleinen, heldenhaften Schuhe sind bereits unterwegs. Und die Stadt brüllt, stinkt und faucht. Die Betriebe arbeiten.

„Schreiben Sie, Fräulein!“ befiehlt die Stimme aus dem Klubjesset. Und in ein gequältes, müdes Menschenhirn springt alle Geräusche der Stadt überhäubend und krönend, das Hämmern der Schreibmaschine, die Melodie der Knechte.

Ein Paar kleine, schiefgetretene, tapfere Schuhe im Schaufenster. Ihr seid so verbraucht, daß Euch niemand kaufen wird. Nun dürft Ihr lange, lange ausruhen.

Scherz und Spott

Fortschritt.

„Nun, hat Euer Baby schon sprechen gelernt?“ „Ja, wir mühen uns jetzt, ihm beizubringen, wie man sich ruhig verhält.“

Ziel verlangt.

Dame, in einer zoologischen Handlung: „Könnten Sie mir diesen Goldfisch gegen einen verchromten eintauschen?“ Der paßt besser zu meinen neuen Stahlmöbeln!“